



Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

38. Jahrgang * vom Oktober 1901 bis dahin 1902. * * * Ausgegeben am 23. August 1902. * Nr. 47.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



Das Königspaar im Krönungsornat. Aufn. von W. u. D. Dolwies in London.

von Wales. Bald nach elf Uhr nahmen dann die höchsten Würden-träger ihre Plätze in der Nähe des Thrones ein; der Herzog von Devonshire trug die Krone, der Marquis of Londonderry das Schwert. Dann traten die Majestäten, nacheinander, in die Kirche ein. Die Königin, deren Schleppe von acht Pagen getragen wurde, nahm auf ihrem Throne Platz. Sie wurde von den Schülern von Westminster mit dem Rufe „Vivat Regina Alexandra“ begrüßt. Alsdann kündigte Musik die Ankunft des Königs an, der von der Versammlung, die sich erhob, mit dem Rufe: „Vivat Rex Eduardus“ begrüßt wurde. Der König trug das Krönungsornat und war begleitet von Edelknechten, welche die Abzeichen der Königswürde trugen, und anderen Würden-trägern. Der König schritt auf den im Vordergrund des Thrones befindlichen, für

ihn bestimmten Sitz zu, verbeugte sich vor der Königin und kniete zum Gebet nieder. Hierauf fand die Ceremonie der Recognition unter wiederholten stürmischen Zurufen und dem Schmettern der Fanfaren statt. Als dann folgte die Kommunion. Der König hörte die Verlesung des Evangeliums stehend an, gab während der heiligen Handlung seine Antworten mit fester Stimme und vollzog alsdann die Unterzeichnung des Eides. Die Ceremonie war kurz nach 1 Uhr beendet. Nach Schluß des Gottesdienstes fiel ein leichter Regenschauer, der jedoch nach einigen Minuten wieder aufhörte. Der König und die Königin verließen um 2 Uhr die Abtei und wurden draußen von der Volksmenge wiederum mit begeisterten Zurufen begrüßt.

Von der Kaiserbegegnung in Reval.
In Erwiderung des Besuchs des Zaren, der im vorigen Herbst den deutschen Flottenmandörnern bei Danzig beigewohnt hatte, hat sich jetzt Kaiser Wilhelm nach Reval begeben, um dort vom 6. bis 8. August an einer Revue über die russische Flotte teilzunehmen. Der deutsche Kaiser wurde vom Zaren, der mit seiner Yacht „Standart“ der „Hohenzollern“ entgegen gefahren war, schon draußen auf dem Meere erwartet und begab sich alsbald mit seinem Gefolge an Bord des „Standart“, wo Kaiser Nikolaus den hohen Gast am Fallreep empfing und nach herzlichster Begrüßung und wiederholter Umarmung an Bord der russischen Kaiserjacht geleitete, die nun beide Herrscher in den Hafen führte. Schon am frühen Morgen waren zahlreiche geschmückte Dampfer mit

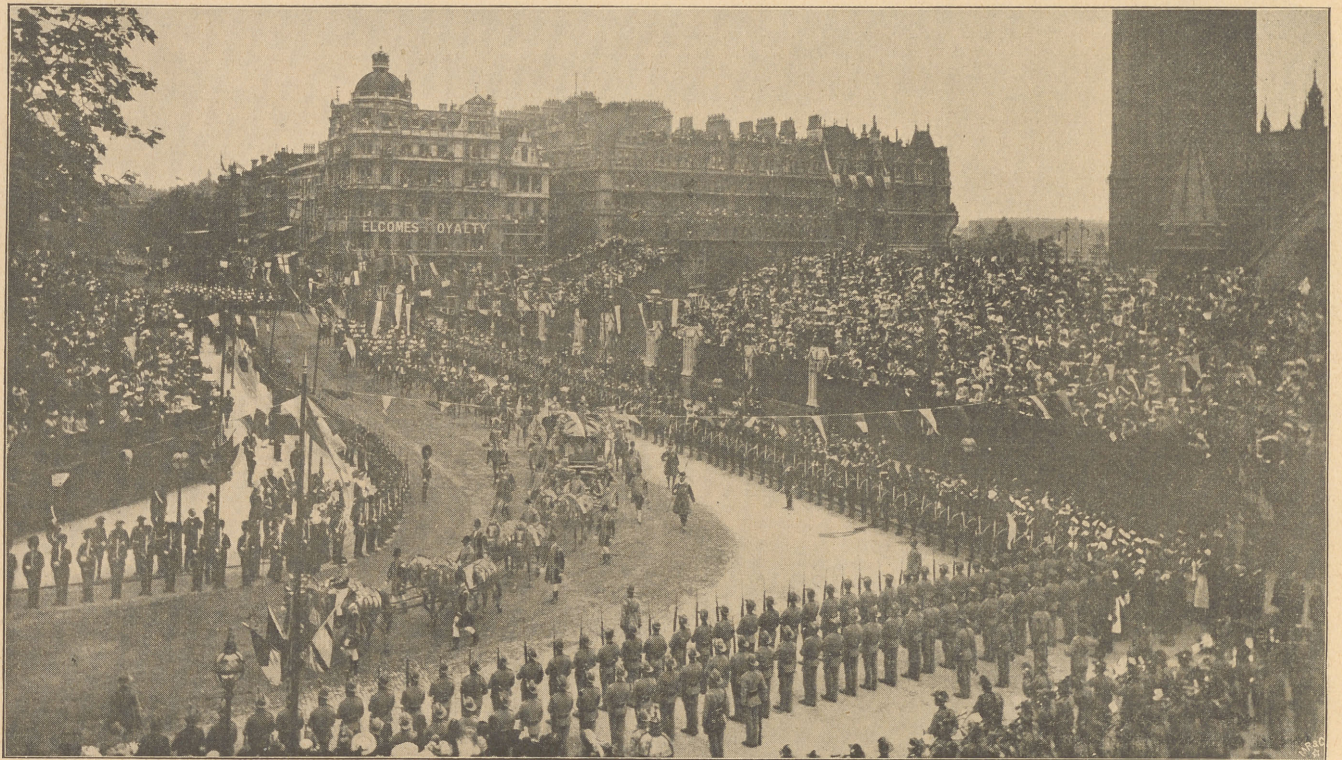
Von der Krönungsfeier in London.

Nachdem lange Zeit eine auffällige Häufung von Zufällen wenig erfreulicher Art wie ein düstres Verhängnis über der geplanten englischen Krönungsfeier geschwebt hatte, ist sie nun doch am 9. August unter großem Pomp und begeisteter Teilnahme des englischen Volkes in London glücklich vor sich gegangen. In den Straßenzügen, die der Krönungszug passierte, drängten sich schon früh morgens ungeheure Menschenmassen, während viele Tausende von bevorzugten Zuschauern auf den zahlreichen Tribünen oder an den Fenstern der angrenzenden Häuser Platz gefunden hatten. Die ehrwürdige Westminster-Abtei erglänzte in festlicher Farbenfülle. Längs des Schiffes des Gotteshauses, in dem Grenadiere Spalier bildeten, waren alle Sitze von Offizieren des Heeres, der Marine und hohen Beamten besetzt. Um 10 Uhr trafen die ersten der fürstlichen Gäste in der Westminster-Abtei ein, eine halbe Stunde später fuhren die Mitglieder des englischen Königshauses und die diesen verwandten Prinzen und Prinzessinnen in acht Landauern vor. Hierauf folgten der Prinz und die Prinzessin



Das Königspaar im Galawagen. Aufnahme von Solaks Electrotype Agency in London.

Von der Krönungsfeier in London.



Die Galafutsche mit dem Königspaar auf dem Wege zur Westminster=Abtei. Aufnahme der London Electrottype Agency.

der deutschen Kolonie und Tausenden anderer Zuschauer Kaiser Wilhelm entgegengefahren. Die Musikkapellen an Bord spielten die preussische und die russische Nationalhymne sowie andere Weisen. Die freudig gestimmten Passagiere der Vergnügungsdampfer brachten stürmische Hurrahs aus.

Die weite, leicht bewegte Meeresfläche bot mit den zahlreichen Kriegs- und Privatschiffen in Flaggengala und dem grünen Laubschmuck ein anziehendes, farbenreiches Bild. Am Nachmittag dieses ersten Tages fanden dann Schießübungen der russischen Schiffe vor den Majestäten statt, und am

Abend war Bruntafel an Bord der „Hohenzollern“. Der deutsche Konsul in Reval hatte vor dem Diner Kaiser Wilhelm ein von der deutschen Kolonie gewidmetes Album mit Ansichten von Reval überreicht. Der Einband des Albums bestand aus braunem Leder mit reicher mattsilberner Verzierung und dem kaiserlichen Monogramm. Begleitet war das Album von einer Adresse. Der Kaiser bat dem Konsul, der Kolonie seinen herzlichsten Dank auszusprechen. Während dieses Festmahls tauschten die Monarchen als Zeichen ihrer Freundschaft ihre



Kaiser Wilhelm empfängt den Zaren auf der „Hohenzollern“.

Aiguilletten (Fangschmüre) aus. Gegen 10 Uhr erstrahlten, wie auf Kommando, alle Schiffe beider Flotten in elektrischer Beleuchtung. Die Konturen der hellerleuchteten Schiffe hoben sich, hier mit dem Namenszug beider Kaiser, dort mit Kronen und dort mit mächtigen Sternen geschmückt, in der dunklen

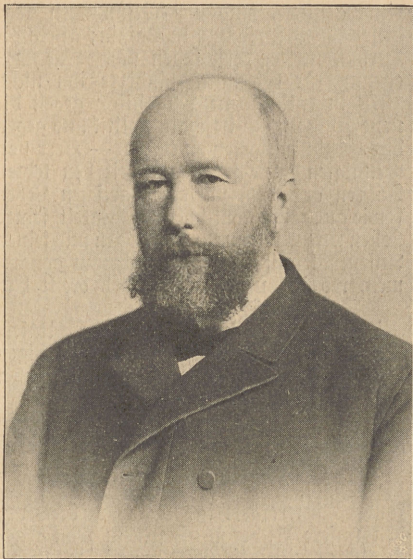


Der Zar und Kaiser Wilhelm in der russischen Kaiserpinasse.



Die Flottenparade.

Von der Kaiserbegegnung in Reval. Nach Aufnahmen von Th. Fürjensen.



Oberpräsident a. D. von Bennigsen †.
Aufnahme von Loescher u. Pefsch in Berlin.

Nacht auf der weiten Meeresfläche wirkungs-
voll ab, und boten ein in Neval noch nie
gesehenes herrliches Bild dar. Bald nach
10 Uhr begaben sich beide Monarchen mit
allen Herren des Gefolges an Bord des
„Standart“, von wo sie Nachtschießübungen
unter Benutzung von Scheinwerfern be-
wohnten. Gegen 11½ Uhr kehrte Kaiser
Wilhelm nach der „Hohenzollern“ zurück,
von wo man Neval im Lichterglänze am
Horizont erblicken konnte. Die Rheide bot
bei der ihr eigenen nordischen Beleuchtung
ein imposantes Bild. In den Straßen

und sodann eine abermalige Nachübung
der russischen Flotte. Am dritten Tage be-
suchten sich die Monarchen wieder gegenseitig
auf ihre Yachten, wohnten einer Nuder-
regatta der russischen Kriegsschiffsboote bei
und frühstückten auf dem „Standart“, wobei
sie sich als Erinnerungsgaben kostbare Ge-
schenke überreichten, der Zar unserm Kaiser
einen edelsteingeschmückten Vojarenhelm als
Rauchservice und umgekehrt ein Schreibzeug
in Gold. Dann begleitete der Zar seinen
Gast noch persönlich auf die „Hohenzollern“
zurück, wo beide Monarchen eine halbe
Stunde später sehr herzlich Abschied nahmen.
Die „Hohenzollern“ stach dann in See, noch
lange begleitet von dem „Standart“ mit dem
russischen Kaiser an Bord, der seinen Gast
bis über die Insel Margen hinaus das Ge-
leit gab.

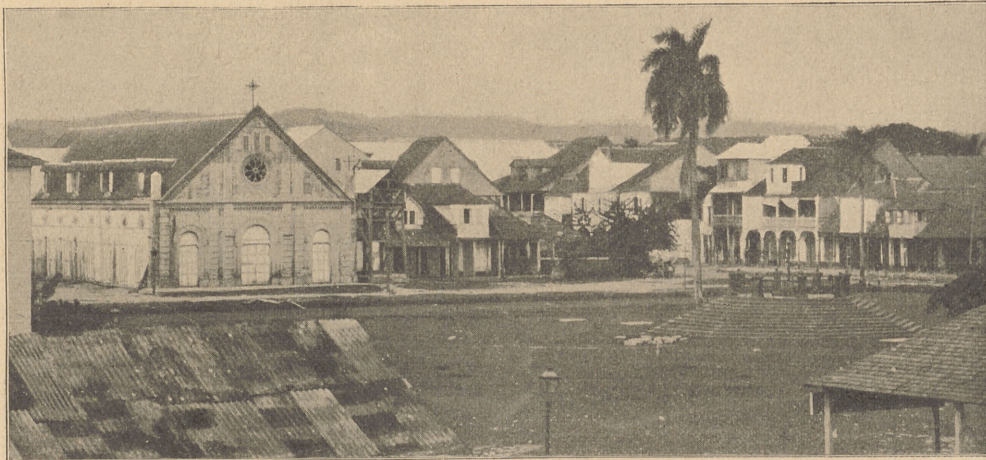
* * *
**Ober-
präsi-
dent v.
Ben-
nigsen**

†. Am 8.
August
ist der
frühere
Ober-
präsident
der Pro-
vinz
Hanno-
ver und
langjäh-
rige Füh-
rer der
national-
liberalen
Partei von Bennigsen auf seinem Ta-
miliengut Bennigsen kurz nach seinem 78. Ge-



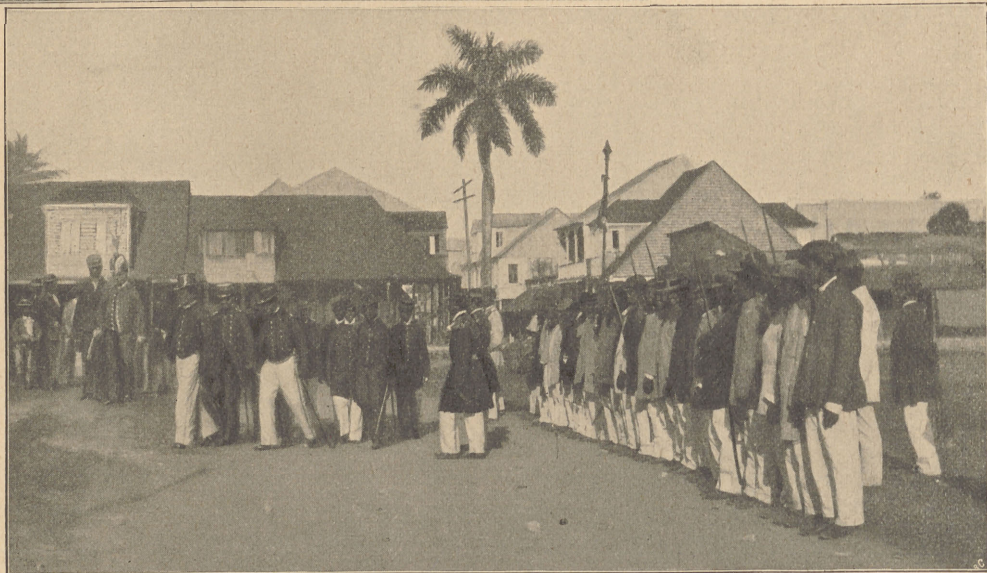
Haitianische Soldaten.

zur Annahme des Mandats; daher gab er
die amtliche Laufbahn auf und erlernte
die Landwirtschaft, um sich der
Bewirtschaftung des Familien-
gutes zu widmen. Als Abgeord-
neter für Göttingen stand Bennig-
sen von 1857 ab an der Spitze
der Opposition und 1859 entwarf
er mit Miquel und anderen politi-
schen Freunden das deutsche Pro-
gramm, worin das Bedürfnis
eines nationalen Parlaments und
einer Centralgewalt, die nur
Preußen führen könne, ausge-
sprochen wurde. In einer Ver-
sammlung zu Gienach ist der
deutsche Nationalverein vorbe-
reitet, alsdann in Frankfurt a. M.
gegründet worden; sein Vor-
sitzender war Bennigsen. Kräftig
und erfolgreich hat der Verein
für die Bekämpfung des Nationalge-



Der Place d'Armes in Cap-Haïtien.
auf Haiti.

herrschte bis tief in die Nacht
reges Leben. Erst nach Mitter-
nacht kehrten die zahlreichen Ver-
gütigungsdampfer in den Hafen
zurück. Am nächsten Tage be-
suchten und besichtigten die Mo-
narchen den deutschen Kreuzer
„Prinz Heinrich“. Nachmittags
wohnten beide Kaiser einem
Landungsmanöver bei, das das
Lehrgeschwader gegen die Karls-
Insel richtete. Den Schluß der
Uebung bildete ein Paradenmarch
des gesamten Landungskorps vor
den Kaisern, die dem Manöver
gefolgt waren. Abends fand dies-
mal Galatäfel an Bord des
„Standart“ statt, während derer
die Nevaler Liedertafel und der
Männergesangsverein ein Ständ-
chen darbrachten, hieran schloß
sich wieder eine Illumination des
Hafens und der Schiffe an



General Nord mit Suite bei einer Parade.

Zu den Murrufen in Haiti.



rium geplant, und um Weihnachten war dieser zur Besprechung in Varzin; allein die Verhandlungen zerschlugen sich. Alle Verehrung für Bismarck hinderte ihn nicht, 1878 in entschiedene Opposition gegen die neue Zoll- und Wirtschaftspolitik und gegen das Sozialistengesetz zu treten. — Herr von Bennigsen hatte sich schon seit den letzten Jahren aus dem parlamentarischen Leben sowie aus seiner amtlichen Thätigkeit seines hohen Alters wegen zurückgezogen und seinen Aufenthalt auf seinem Familiengut genommen, wo ihn nun auch der Tod ereilt hat.

Zu den Unruhen auf Haiti. Unsere Bilder aus Haiti, wo sich jetzt die ständigen politischen Quertreibungen einmal wieder zu blutigen Wirren gesteigert haben, mögen unseren Lesern eine kleine Vorstellung von Land und Leuten der Negerrepublik geben. Au Cayes ist nächst Port au Prince die Stadt, wo der deutsche Handel besonders interessiert ist. General Nord, den unsere Bilder nebst seinem recht fragwürdigen militärischen Anhang zeigen, spielt eine bedeutsame Rolle bei den jetzigen Unruhen.



Gruppe der alten Männern.

fühls in allen deutschen Ländern gewirkt. Vor dem Ausbruch des Krieges von 1866 versuchte Bennigsen den verblendeten König Georg V. zur Bewahrung der Neutralität zu bestimmen, aber ohne Erfolg. Hernach hat er im Norddeutschen Parlament, im Preussischen Abgeordnetenhaus, im Deutschen Reichstag zu den thätigsten und einflussreichsten Abgeordneten gehört. Er ist 1868 vom hannoverschen Provinziallandtag zum Landesdirektor gewählt, 1888 von Kaiser Wilhelm II. zum Oberpräsidenten von Hannover ernannt worden. Im Jahre 1877 hatte Fürst Bismarck von Bennigsens Eintritt ins Ministe-



Gruppe aus der Zeit des Bauernkrieges.



Gruppe der Zürner. Nach Aufnahmen von Peter Scherer in Ravensburg.

Aus dem Festzuge bei der Tausendjahrfeier der Stadt Ravensburg in Oberschwaben.

Von der Tausendjahrfeier der Stadt Ravensburg. Ihr tausendjähriges Bestehen beging am 3. August die Stadt Ravensburg in Württemberg mit einem glänzenden Fest. Unsere Bilder zeigen drei Gruppen aus dem prächtigen historischen Festzuge.

*
*
Zum Verkauf der Villa Borghese.
Wie der Palazzo Pitti jedem Italien-Fahrer

Borghese in der Erinnerung wie ein fein abgetönter alter Kupferstich aus seinem Rokoko-Rahmen. Aber mehr als der „Giardino Boboli“ des



Rundtempel im Park.

Zeitalters galanter Schäferspiele und herrlicher Gewaltthätigkeit. Zeiten und Menschen haben diesem römischen Schlosse eine historische Weihe gegeben, und in zum Teil grotesk phantastischen

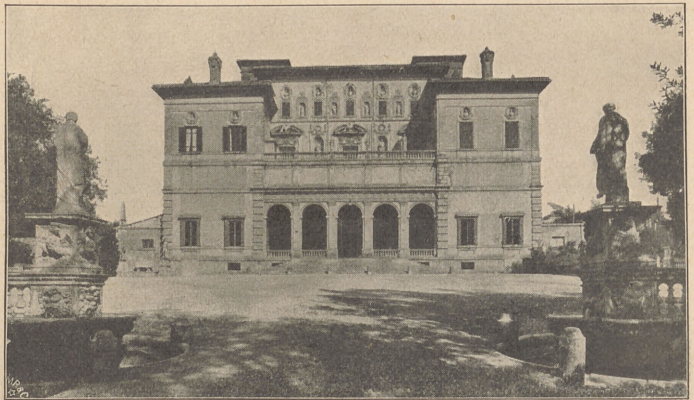
Bildern erzählen die Wände des borghesischen Familienstammes von Fürstenübermut, von Frauenlist und Pfaffenlügen. In aristokratischer Abgeschlossenheit liegt die Villa abseits vom Lärm der Weltstadt. Gleich hinter der Schwelle der Porta del Popolo, der alten Porta Flaminia, hallen die Schritte im weiten Viale unter alten Ulmen und



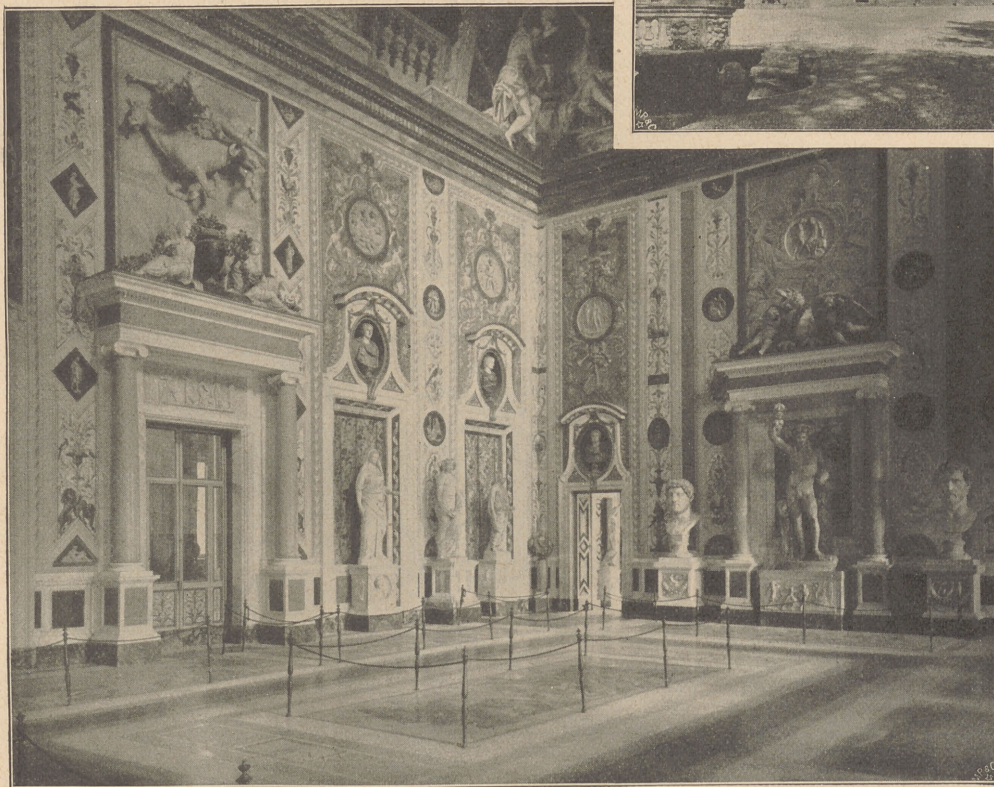
Steineichen-Allee und Fontäne im Park der Villa.

die Erinnerung an hohe Säle in der Herrlichkeit alter Schlösser und an zierliche alt-ehrwürdige Parkanlagen mit geschorenen Hecken, schimmernden Statuen und dunklen Pinien wachst, so tritt Villa und Park einen Abglanz des

königlichen Bendants am Arno gibt der Park der Villa Borghese einen Abglanz des



Die Gartenfassade der Villa.



Vorderer Teil des Museumsraums im Erdgeschöß.

Zum Verkauf der Villa Borghese in Rom. Nach Aufnahmen von G. Brogi in Florenz.

Eichen wieder; ein Park von 6 km Umfang ist ihr Bannkreis. Chypressen, dunkle Pinien, schattige Nischen mit weißen Bänken und weißen Statuen und hier und dort antike Gebäudereste sind seine stumme Staffage; weiß gepflegte Wege durchkreuzen ihn wie Arterien, die bald auseinandergehen, bald sich wieder treffen. Der Farbenton der zumeist üppigen Vegetation ist dunkelgrün, und die Blätter der Pinien und Akazien heben sich scharf ab vom ehernen, sonnedurchglühnten römischen Himmel. An Tagen, an denen der Zutritt zum Park frei ist, gibt sich hier die buntbewegte Menge ein zwangloses Stelldichein. Wege und Plätze belebt dann das römische Volk. Auf geschorenen Rasenflächen spielen Kinder, deren schrille Stimmen durch die Lüfte gellen; auf anderen Plätzen tummeln sich in ihren charakteristischen Kostümen Seminaristen aus den verschiedensten Ländern.

In roten, blauen und violetten Trachten jagt man durcheinander: der weiße Teutone im ziegel-farbenen, der nubische Neger im violetten und der gelbe Mongole im blauen Gewand. Man spielt Fußball, schreit, wie wilde Knaben es thun, und vergißt in jugendlicher Lebhaftigkeit für eine Weile die Würde der Soutane. Auf stilleren Wegen begegnet man manchem gelehrten alten Römer, manchem Misanthropen und manchem Liebespaar. Seltene Besuche sieht der Park, wenn die Thore geschlossen sind. Aber dann gehört den Wenigen das weite, in aristokratischer Ruhe liegende Gelände. Die Zusammenstellung von Natur und Kunst im Glorienschein der Überlieferung gewährt dann intimen Reiz; das Murmeln der Fontäne, das Rauschen der Bäume spricht dann seine besondere Sprache, und Bilder von streitbaren Dienern Gottes, allmächtigen Päpsten, sinnbethörenden Frauen und geschmeidigen römischen Aristokraten bewegen sich in dem Schatten der Pinien und Cypressen. — Das ist die Villa Borghese, die das römische Volk kennt, wie der



Partie aus dem Parke der Villa.

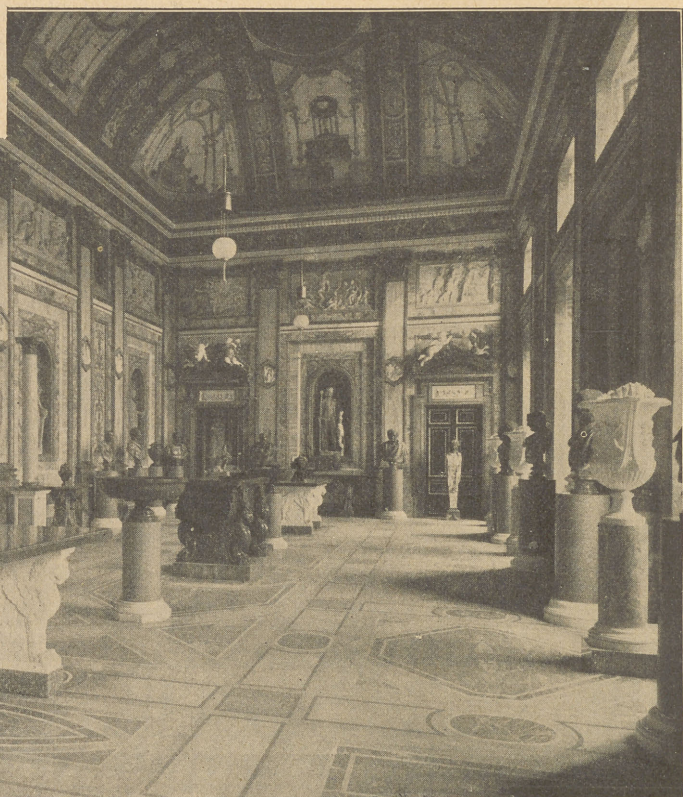


Nachbildung einer Tempelruine im Park.

Pariser sein Bois de Boulogne, wie der Londoner seinen Hyde-Park und wie der Berliner seinen Tiergarten. Das ist der Park, den der Kardinal Scipione Borghese — der Nefte des Papstes Paul V. — entwarf. Ein anderer Borghese, der Fürst Marc Antonio erweiterte die Villa zusammen mit dem Architekten Asprucci. Zu Beginn des XIX. Jahrhunderts verschönerte ihn Johann Camillo Borghese, der Gatte jener Paulina Bonaparte, die ihre Frauenschönheit in Marmor durch Canova verewigen ließ. Im Jahre 1849 erlitten Palast und Park manche Unbill durch die kriegerischen Ereignisse und büßten viel an ursprünglicher Schönheit ein. Aber noch Schlimmeres brachten die dann folgenden Friedenszeiten, wo Rom, wie alle übrigen Weltstädte, die Tendenz zeigte, sich schleunigst zu modernisieren und dem Spekulationsgeist auch das zu opfern, was durch Überlieferung geheiligt

sein sollte. Alte Bäume wurden beseitigt, Plätze wurden meistbietend vermietet und der Park diente den alltäglichen geräuschvollen Volksfesten, den berüchtigten „Fiere“. Ruffische Schaufeln und lärmende Schaubuden verunzierten die historische Stätte. Zur rechten Zeit erschien daher das in den parlamentarischen Annalen seltene Ereignis, durch Gesetz den Ankauf der Villa Borghese von Seiten des Staates zu veranlassen. Der Staat will danach mit echt

römischer Großartigkeit die Villa Borghese der römischen Kommune zum Geschenk machen, damit beides dem Volke und der kunstliebenden Welt für immer zugänglich sei. Im Palaste, wo bis jetzt Museen und Gemälde-Galerie ihren Platz haben, will der Staat seinen kostbarsten Vorrat römischer Kunstschätze sammeln und als nie veräußerbares Eigentum übernehmen. So soll denn hier, durch gesetzliche Bestimmung festgelegt, ein eiserner Bestand an klassischer italienischer Kunst in der ewigen Stadt der Nachwelt erhalten bleiben. Die Verwirklichung dieses idealen Planes begegnet in der Praxis jedoch zur Zeit erheblichen Schwierigkeiten, indem die Gläubiger der fürstlichen Borghese den Ankauf zu verzögern suchen; es ist daher noch ein längeres Verfahren nötig, um die Villa zu einem angemessenen Preise erhalten zu können.



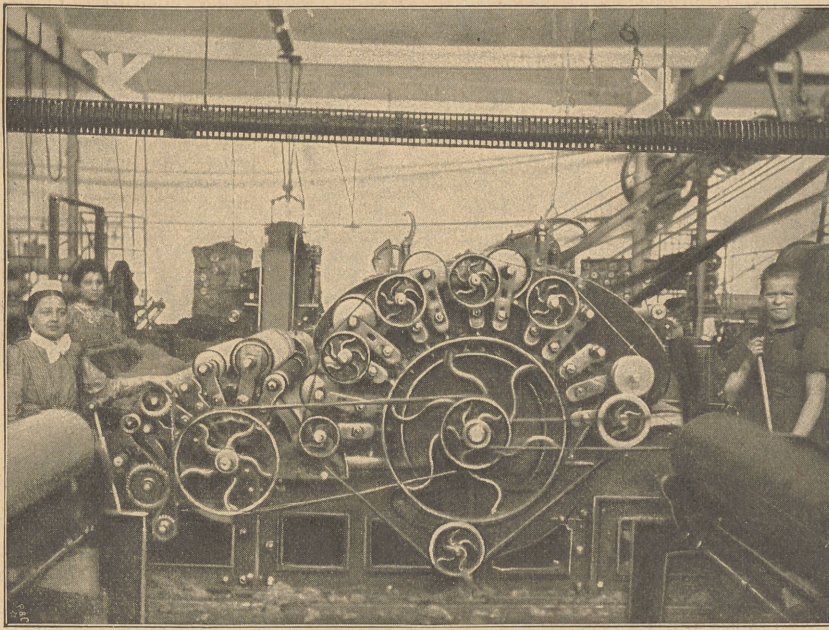
Hinterer Teil des Museumszsaals im Erdgeschoß.

Zum Verkauf der Villa Borghese in Rom. Nach Aufnahmen von G. Brogi in Florenz.

Frauen-Daheim.

O ihr Gäßchen, ihr uralten, heimatlieben,
Wo Erinnerung ihre Schlupfwinkel hat!

Nicht was geworden ist, was geblieben,
Locht und rührt uns in alter Stadt!



Frauenarbeit und Frauenaufsicht in einer Fabrik.

Die Fabriksschwester.

Mit Ausbildung.

Eine eigentümliche, neue und anscheinend in hohem Grade verheißungsvolle Thätigkeit für gebildete Frauen wird seit einiger Zeit in der Wollspinnerei in Gummersbach im Rheinlande versucht. Mit dieser Fabrik ist ein evangelisches Fürsorgeheim verbunden, d. h. eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen, die der Fürsorgeerziehung überwiesen oder freiwillig von ihren Eltern und Angehörigen in eine solche Erziehungsanstalt gebracht werden. Dieselben sind den Tag über in der neben dem Heim gelegenen Fabrik thätig, und sobald das Haus erst voll bewohnt sein wird, werden sie ganz allein die ganze Fabrik besetzt haben. Sie erhalten abends Unterricht in Hauswirtschaft und dergl., werden übrigens zeitweise auch ganz aus der Fabrik herausgenommen und dann wochenlang entweder nur im Hause, im Garten oder mit Feldwirtschaft beschäftigt. Damit der Erziehungszweck voll erreicht werde, ist in die Fabrik eine Schwester gestellt worden, die zu den Erziehenden des Heims gehört; dieselbe ist, bevor sie in ihre Arbeit eintritt, in den verschiedenen Zweigen der Fabrikthätigkeit, mit der die Mädchen beschäftigt werden, selbst ausgebildet worden, hat das Annahmen und Krempeln, namentlich aber auch das Regulieren der Maschinen gelernt und kann so die Arbeit der Mädchen kontrollieren. Auf diese Weise hat nun nicht bloß die Erziehungsanstalt — das Fürsorgeheim — in dieser Schwester eine Kraft als Erzieherin erhalten, sondern ebenso auch die Fabrik, und nach einer nur halbjährigen Thätigkeit zeigt sich, daß die Fabrik mit der Mitwirkung einer derartigen „Fabriksschwester“ ganz außerordentlich zufrieden sein kann. Sie genießt Achtung bei den Arbeiterinnen, auch bei denjenigen, die nicht zum Heim gehören, und ebenso bei den Arbeitern, denn man weiß und sieht, daß sie die Arbeit versteht; sie hilft gelegentlich den Arbeiterinnen, die noch neu sind, und lernt sie an, und ihre Anwesenheit in dem Fabrikraum bringt es ohne weiteres mit sich, daß keine groben Reden geführt werden, daß die Arbeiterinnen, die in ihr einen Schutz finden, wenn sie glauben von ihrer Vorarbeiterin oder ihrem Meister ungerecht behandelt zu

werden, nicht aufbegehren, wenn sie einen Tadel bekommen. Es hat sich ein ruhiger, freundlicher Verkehrston in der Fabrik durchgesetzt, und nicht zum wenigsten gewinnt die Arbeit in den Augen der Arbeiterinnen selbst dadurch, daß eine Persönlichkeit, die, wie sie recht wohl wissen, „es nicht nötig hat“ in die Fabrik zu gehen, sich an dieser Arbeit beteiligt. Zugleich kann die Fabriksschwester, wenn etwa der eine oder andere Platz, oder die eine oder andere Arbeit gesundheitlich nicht günstig ist, noch ganz anders als ein Fabrikinspektor und selbst als eine Fabrikinspektorin zur Abstellung solcher Schädlichkeiten wirksam sein, da sie eben selber dauernd im Fabrikraum mit thätig ist. Der erste derartige Versuch ist jedenfalls bisher recht gut gelungen, und muß es auch nicht gerade eine „Schwester“, d. h. eine, einer Genossenschaft angehörige Persönlichkeit sein, die eine solche Stellung in der Fabrik einnimmt, so verdient der Gedanke, eine derartige Zwischenpersönlichkeit zwischen Arbeiterinnen und Meister zu stellen, die die Arbeit selbst versteht und mit angreift und bei beiden Teilen auch durch ihren Bildungsgrad Autorität hat, gewiß Nachahmung zu finden.

Professor D. Dr. Zimmer.

Nach der Sommerfrische.

Nun sind die ersten Sommerfrischwärme von der See und aus den Waldbergen heimgekehrt, und in tausendfacher Wiederholung erklingt es überall beim Wiedersehen: „Nein, wie sehn Sie gut aus! O, wie sind Sie dick geworden! Sie sind ja der reine Vollmond! Wieviel Pfund haben Sie denn zugenommen? Wie sind Sie braun gebrannt! Was haben Sie für rote, dicke Baden!“ Oder auch, wenn auch natürlich seltener: „Na, dicker geworden sind Sie gerade nicht!“ — Nun kann der nicht dicker Gewordene sich ja gerade wunderbar wohl fühlen, der Dicke, namentlich wenn er es an einem Tage zehnmal hört, sich wie ein wahrer Koloss vorfindet, wenn die so bemerkbare Vermehrung seines Leibesgewichts durch Ruhe und gesunde Kost auch nur ein paar Pfund beträgt. Der Magere, dem es auf Zunahme ankommt, kann sich aber auch ärgern, ebenso wie der Dicke, dem an Dickerwerden absolut nichts lag. Dieser letztere kann sich trotz der Erholungszeit unerholt,

abgespannt, unlustig, elend fühlen. Dabei hört er überall das Loblied seiner dicken, räten Baden. Wie ein Spottlied klingt's ihm schon, ihn verstimmend, ärgernd. Überhaupt, dieses Reden über der lieben Nächsten Aussehen, — ist's nicht eine rechte Gewöhnlichkeit und Geschmacklosigkeit? Man weiß ja gar nicht, welche wunden Punkte — nicht nur der Eitelkeit — man dabei berührt. Der kräftige westfälische Bauer hört's gar zu gern, wenn man ihn ein bißchen „lelig“ — elend — aussehend findet. Das nimmt er für die schönste Schmeichelei. Manche Frauen, die das Zartaussehen fein finden, kommen ihm darin leider recht nah. „Sie sehen zart aus!“ Das ist jetzt auch eine so gangbare Redensart, die fein schmeicheln will. Wenn sie an die Unrechte kommt, an eine vernünftige, Kraft und Gesundheit liebende Person, kann sie aber geradezu Beforgnis erregen. Eine Mutter, die viel ängstlich zusammengepartes Geld ausgab, um ihre Nerven im Stahlbad zu kräftigen, will nicht zart aussehen, sondern gesund, blühend, wohl und fest. „Heute sehen Sie wohl aus! Als ich Sie das letzte Mal sah, sahen Sie entsetzlich elend aus!“ sagt eine redselige Dame meiner Bekanntschaft jedesmal, wenn sie mich sieht. Dies finde ich noch eine ganz besonders amüsante Variante, Anerkennung und Anteilnahme, Erfreuliches und Bedauerliches zu verbinden! Nur dem ganz kräftigen, normalen, gesunden Menschen ist das Gerde über sein Aussehen völlig egal. Und über den wird schon so wie so nicht gesprochen. In den meisten anderen Fällen ist's Schmeichelei oder Rücksichtslosigkeit, Taktlosigkeit. Der Mann, der gefragt wurde, ob ihn seine Dicke nicht geniere, hatte ganz recht. Er antwortete: „An und für sich durchaus nicht. Nur weil jeder Gel darüber spricht!“ — Und das Wort des Ehemanns an seine Bekannten nach der Sommerfrische: „Bitte, sagen Sie meiner Frau ja nicht, daß sie dick geworden ist, sonst ist sie nichts mehr!“ läßt auch tief blicken.

Deutliche Handschrift.

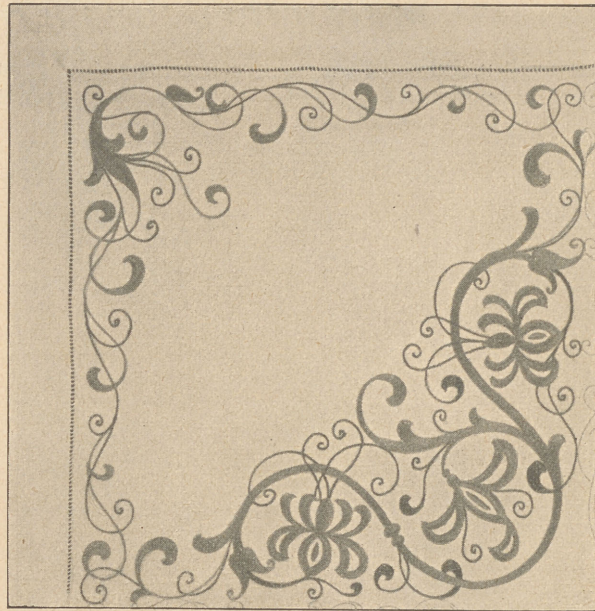
„Ihr Brief, auf elegantem Briefpapier, in eleganter Handschrift, lautete“ — — — So liest man's dudenweise in modernen Romanen, und mir kommt für die Empfänger dieser „eleganten“ Briefe dann immer ein Grauen. Ich sehe sie in Gedanken sich abmühen an dieser „eleganten“ Schrift, wie ich, in einem geschäftlichen Betriebe arbeitend, das sich hauptsächlich auf den schriftlichen Verkehr mit Damen bezieht, mich oft abmühe, um herauszubuchstabieren, was die Damen wollen. Es ist, als ob viele Damen mit allem Fleiß darauf hinarbeiteten, ihre Handschrift elegant, originell, geistvoll zu gestalten, ihr aparte Form, wunderliches Gepräge zu geben, aber die wenigsten scheinen daran zu denken, daß der Hauptzweck eines Briefes und Schriftstückes der ist, gelesen zu werden. Da gibt es Handschriften mit dicken Grundstrichen und verschörkelten dünnen Haarstrichen und Bogen, wie aus lauter Reitschellen, Handschriften, mit einer besonderen Art Schnörkel, wie über den ganzen Bogen wegstiegende Schwalben, verkehrt gelegte Handschriften, die aussehen, wie gespiegelte Schrift, steil senkrecht, dicht gedrängte, wie Lattenzäune, dann wieder solche in ganz leichten Wellen, ohne jeden Federdruck, — jede in ihrer Art mühsam und schwer zu lesen. Ich frage mich oft: wie sind die Menschen nur zu so schlechten Schriften gekommen? In den Schulen wird doch ordentlich schreiben gelehrt. Freilich, manche kommen trotz alles Schreibunterrichtes nie zu einer klaren, schönen Schrift. Die meisten aber verderben ihre gute Schrift hinterdrein. Zum Teil unwissentlich. Wer sehr

viel schreibt, merkt es gar nicht, wie sich die Buchstabenformen nach und nach abschleifen und auflösen, wie e und n, f und f einander gleich werden, wie das c des ch in das h hineinkriecht, wie das r zum o abrundet und so vieles mehr. Er glaubt noch, seine einstufige gute Schrift zu haben, weil er sie natürlich selbst gut lesen kann und seine nächsten Verwandten lesen können. Viel öfter als unwissentlich wird die normale Schrift aber wissentlich und absichtlich verdorben. Junge Mädchen namentlich geben sich alle Mühe, ihre schulmäßig klare Schrift möglichst schnell abzulegen, die ausgeschriebene Schrift älterer Leute mit allen Unarten zu kopieren, Eigenheiten hineinzulegen, elegante Flüchtigkeit und Jahrgigkeit zu affektieren. Wie lächerlich solche Handschriften wirken! Ja, ordentlich hassen kann man solche zerflossene, verzwickte Schrift, die sich so mühsam liest und sich schwerlich jemals wieder bessert. Einen Brief oder irgend ein Schriftstück, auf das etwas ankommt, will man doch glatt und klar lesen können. Man höre einmal die Postbeamten, die Telegraphenbeamten über Handschriften reden! Ich stand kürzlich dabei, wie eine Dame ihr Telegramm am Schalter zurück erhielt, um es deutlicher zu schreiben. Der Beamte hatte nicht einmal den Bestimmungs-ort und die Unterschrift richtig entziffern gekonnt. Dabei sah die Schrift sehr schwungvoll und schön aus. „Ja, Sie können's natürlich lesen!“ sagte der Telegraphist. — Bei Telegrammen, Briefadressen, wo auf jeden Buchstaben etwas ankommt, sollte man sich einer extra pedantischen Deutlichkeit befleißigen. Überhaupt: Pedanterie in der Handschrift kann auf jeden Fall nur gut sein. Auf Kosten der Schönheit — wenn's nicht anders geht — deutlich, leserlich, klar schreiben, — das kann viel Mißverständnisse und Unannehmlichkeiten verhüten. Menschen können einem schließlich antipathisch werden, weil man ihre Handschrift nicht ausstehen kann. Und wer wagte das dem anderen offen zu sagen? Darum: ein bißchen mehr achten auf diese durchaus nicht unwichtige Nebensache!

Einem jungen Mädchen zur Verlobung.

Nun weiß ich, wie's gekommen,
Du süßes, junges Blut,
Daß über Dir ein Schimmer
Von holder Weichheit ruht;
Daß tief aus Deinen Augen
Ein frommes Rätsel schaut:
Nun weiß ich, wie's gekommen,
Mein Lieblich — Du bist Braut!

Wohl ist es kaum zu fassen:
Du bist so blütenjung!
Noch trag' ich Dich als Knosplein
In der Erinnerung.



Leinendecke mit Stielstichverzierung.

Ein trotz'g Kindertöpschen,
Sternaugen, klar und hold,
Zwei eigenwill'ge Füschen,
Das Herz von lauter Gold!

Und nun — nun hat dies Herzechen
Die Liebe schon gekreist,
Nun sind die jungen Lippen
Zum Kuß schon gereist.
Du fühlst es traumverloren,
Wie Du verwanbelt bist,
Und daß es herzberauschend
Und süß und köstlich ist.

Komm — laß dich nicht verwirren
Der Schwestern Nederei'n,
Schließ träumend Dich ein Stündlein
In Deine Kammer ein.
Das ist das Recht der Jungfrau,
Das heil'ge Recht der Braut:
Nie ist die Noze schöner,
Als perlenübertaut.

Und wandelt sich Dein Sehnen
Tiefheimlich zum Gebet,
So wisse, daß ein Engel
Durch Deine Kammer geht.
Der richtet Dir vom Himmel
Den Gruß der Wehe aus,
Denn ohne Gottes Segen,
Mein Kind, besteht kein Haus.

Drum laß mich diesen Segen
Auf Euch herniedersehn:
Es möge Euer Leben
Lang — lang in Blüte sehn!
Und muß sie einmal weichen,
Mein Lieblich, traun und hold,
Sei es zu reichen Garten,
Zu lüchtem Ahrengold!

Frieda Jung.

Handarbeit.

Decke aus alt-
deutschem Leinen mit Stickeri in erdbeerfarbener Seide. Die Ranken der schönen Zeichnung sind in seinem Stielstich zu umranden und in den stärkeren blattartigen Teilen mit langgezogenen Stielstichen auszufüllen. Für die Blüten findet sich der zurückgreifende Heryentich verwendet. Zu beziehen ist die Decke vorgezeichnet mit geheftetem Saum 73 cm im Quadrat, für 4 Mk. von Fräulein M. Mallon, Berlin, Charlottenstraße 33a. Zur



Decke oder Kissenbezug aus Seidenstiden.

Stickeri gehören 22 Strähn Seide, hell und dunkel erdbeerrot.

Deckchen oder Kissenbezug. Auf feine, weiße Gaze befestete ich ein 35 cm im Quadrat geschnittenes Stück weiße, leichte Seide. Den Einsatz bildet ein 4 bis 5 cm breiter, lachsarbener Streifen, der mit dem Fond durch einen goldbraunen Heryentich verbunden ist. Die großen Blüten sind in Rosa appliziert und mit einem dunkleren Rosa umrandet und ausgestickt. Die Knospen sind dunkelrot, die Blätter dunkelgrün mit ebensolchem Einsatz, und das sich durchschlingende Band ist hellgrünes, seidenes Blattband. Die kleinen Randarabesken sind in leichten, grünen Tönen gemalt und goldgelb umrandet. So das aus lauter Nestern gefertigte Original. Jeder kann sich aber auch nach seinem Vorrat und seinem

Geschmack in ähnlicher Art ein harmonisches Ganze zusammenstellen.

N. 3.

Frauenbüchertisch.

Formenschatz für Mutter und Kind. Ein Hilfsbuch zum Zeichnen für junge Mütter und Kindergärtnerinnen. Zusammengestellt von Elisabeth von Busse, Leiterin des Zeichenunterrichts am Pestalozzi-Fröbel-Hause zu Berlin. Mit 250 Pausvorlagen und Gebrauchsanweisung. Geb. 3 Mk. 60 Pf. Verlag von R. Voigtländer in Leipzig. Ein aus langjähriger Praxis hervorgegangenes für die Praxis bestimmtes Buch. Wo soll die junge Mutter, Kindergärtnerin ein Vorbild hernehmen? Aus dem Gedächtnis zu zeichnen, ist ihr meist unmöglich; zum Zeichnen nach der Natur fehlt ihr vielleicht ein Modell, oft die nötige Kenntnis der Perspektive, und hat sie Perspektive geschrieben, so wird es ihr bisweilen doch noch schwer werden, die Zeichnung so weit zu vereinfachen, wie es für ihre Zwecke erforderlich ist. Nun sucht sie in Bilderbüchern; aber sie kann lange suchen und viel Zeit verlieren, bis sie ein Vorbild findet, das gleich so, wie es dasteht, verwendet werden kann. Mancher hübsche Gedanke muß um solcher Schwierigkeiten willen unausgeführt bleiben. Hier setzt das Buch des Fräuleins von Busse ein, das sich voraussichtlich bald in Kindergärten und in den Familien einbürgern wird.

Kindermund.

Hugo, der seine Großmutter nicht anders kennt, als mit einer Haube, fragt seine Mutter beim Anblick einer Haubenleiche: „Nichtwahr Mutter, die Haubenleiche ist doch die Großmutter von den anderen Vögeln?“

Dem heimgekehrten Vater werden abends die Unarten seines Töchterchens berichtet. Als er darauf hin Miene macht, zu strafen, fällt ihm die Kleine in den Arm mit den Worten: „Ach Vater, Du wirst doch heute abend nicht noch solche Schreierei anfangen!“

Für die Küche.

Berliner Rot. 1 Pfund Zucker wird mit 6 Eiern gut verrührt, dann gibt man ¼ Pfund geschälte ganze Mandeln, ¼ Pfund Citronat, 8 Gramm feinen Zimmt und etwas Meilen hinzu. Dies wird mit etwas mehr als 1 Pfund Mehl zu Teig gemacht. Hieraus formt man 6 längliche Brote, backt sie eine Stunde, schneidet, so lange sie noch warm sind, fingerdicke Scheiben davon, die man noch etwas im Ofen nachtrocknen läßt.

Redaktionspost.

Etheodore S. in G. Ihre Frage können wir leider nicht bringen!
A. v. P. in L. Bereits erledigt!

Dahheim



Niflheim.

Eine Romandichtung aus der friesischen Marsch von Friedrich Jacobsen. (Fortsetzung.)

Sie waren gut zu meiner Frau, Elke" — sagte Ludolf Niffen freundlicher. „Und nun möchte meine Annemarie mit Ihrem Vater sprechen, damit alle Dinge in Vergessenheit kämen. Aber kann ich denn Ihren Vater da zu aus dem Wirtshaus holen?“

Elke weinte.

„Nein, nein, das geht nicht, das können Sie nicht, Herr Deichvogt! Ist es denn schlimmer mit Tante Annemarie?“

Ludolf Niffen stutzte und zog seine Hand langsam zurück. Tante Annemarie? hm — hm —. Laut sagte er: „Nun, es geht so auf und ab; man ist das schon gewohnt. Da will ich nur wieder gehen. —“

„Hat sie nicht auch nach mir gefragt?“ meinte Elke leise. „Nach Ihnen, Fräulein? Nein, davon habe ich nichts gehört.“

Er nickte mit dem Kopf und wendete sich nach der Thür. Elke machte keinen zweiten Versuch, ihn in die Stube zu nötigen. Sie ging nur neben ihm her und leuchtete sorgfältig, daß er nirgends anstieß.

Am Ausgang sagte sie noch:

„Es ist sehr dunkel, Herr Deichvogt — soll ich Ihnen nicht eine Laterne mitgeben?“

Und er entgegnete:

„Danke. Ich habe schon dunklere Nächte gesehen. Man muß nur sicher auf den Füßen sein.“

Unterwegs — er machte jetzt einen Bogen über das Dorf — that ihm das letzte Wort leid. Es war doch auf den Mann gemünzt, der nicht immer sicher auf seinen Füßen stand, heute vielleicht auch nicht. Und es mußte der Tochter weh thun.

Elke hatte ihm doch kein Leid zugefügt, sie war so sanft und freundlich, und sie hatte ein liebes Gesicht.

Aber das war es ja. Dieses Gesicht konnte alten Männern den Kopf verdrehen, wie mochte es da erst mit den jungen sein!

Als Ludolf Niffen an eine Stelle kam, wo der Weg sich gabelte, blieb er stehen. Rechts ging es nach dem Hauberg, dessen Licht durch die Nacht leuchtete, links nach Kaghörn, wo man auch die hellen Fenster des Krugs sehen konnte.

Dort saß wahrscheinlich Peter Lorenzen bei seinen Theepünschen. Aber vielleicht war er noch nüchtern und im Stande, den feltamen Wunsch der kranken Frau zu erfüllen, ohne Anstoß und Ärger zu erregen.

Der Deichvogt hob schon den Fuß, um nach Kaghörn hinüberzugehen, da sah er eine dunkle Gestalt von rechts kommen.

Einen Mann, der sich mit der Schwerfälligkeit des Alters bewegte und doch hastig, wie ein Bote ausschritt, der wichtige Nachricht bringt.

Es war Jakob Kleier.

„Herr, sünd Se dat?“ fragte er und blieb stehen.

„Ja — was gibt es?“

„Se schüll'n na Hus komme — na de Fru.“

„Ist 'was passiert?“

„Ik weet nich. Aber ik bün utschickt, um Se to säuken.“

Sie gingen neben einander her nach dem Hauberg; Jakob Kleier langsam und zögernd, der andere mit einer gewissen ungeduldigen Hast.

Das Licht wurde immer heller, und es bewegte sich hin und her.

Sie waren schon auf dem Kirchhof angelangt, da blieb Ludolf Niffen stehen.

„Jakob,“ sagte er, „Du willst mir 'was verschweigen. Sprich nur dreist heraus.“

„Jo, Herr, verschwigen is gaud, aber dat woht man nich lang. Ik heft öwer mi nahmen, Herr, und hier is dat richtige Flag dorto —“

Der Deichvogt faßte den Alten am Arm und schüttelte ihn.

„Was denn?! Was?!“

„Starwen möten wi all'. Uns Fru — — se is dod. — — —“

Annemarie war gestorben — eingeschlummert — wie ein Kind, ohne Harm. Als Das sie verließ, war das Mädchen hereingekommen, um die Uhr anzuhalten, damit ihre Herrin schlafen könnte.

Und die hatte es gesehen. — —

„Sie sah so glücklich aus, daß ich mich gar nicht grugen that —“ erzählte das junge Ding später. „Und wir waren ja auch alle darauf gefaßt, denn in der letzten Zeit ging die Frau ein, wie der Schatten um die Mittagszeit, und dann

kamen noch all die Vorspökel dazu. Wir wußten es alle, nur un' Herr hatte niemals daran gedacht, und er wollte es auch erst nicht glauben."

Ludolf Nissen konnte sich in der That nur schwer davon überzeugen, daß seine Frau wirklich tot, und daß sie ohne Abschied von ihm gegangen sei.

Er hörte zufällig, daß Doktor Bendigen aus Siebell sich im Dorf aufhalte, und ließ den Arzt herbeirufen.

"Denn es könne nur eine Ohnmacht sein," meinte er.

Aber der Mann der Wissenschaft belehrte ihn eines anderen.

"Die kommt nicht wieder, Herr Deichvogt," sagte er.

"Ich hatte schon immer meine Gedanken, so oft ich die Frau sah. Das steckte in ihr von dem Tage an, wo der Brand gewesen ist und wo sie sich das schwere Leiden geholt hat. Das Leiden ist ihr hinaufgestiegen zum Herzen, und dann hat es sie hinuntergezogen. —"

Ludolf Nissen nickte.

"Also das ist es. Von jener Zeit stammt es, und dies ist das Ende. Die Leute sagten damals, das Feuer müsse angelegt sein, aber keiner wußte, von wem. Ich weiß es heute noch nicht, und das ist gut; ich müßte den Thäter nicht nur einen Brandstifter nennen, sondern obendrein einen Mörder. Und ich könnte mich an ihm vergreifen."

Diese kurzen, schweren Worte waren der Ausdruck einer großen und tiefen Liebe zu der Verstorbenen.

Sonst sprach der Deichvogt wenig.

Er ordnete alles an — daß die Leiche im Pessel aufgebahrt würde, und daß sechs große Kerzen mit Trauerflor um den Sarg, brennen sollten. Die wurden noch in der Nacht durch einen reitenden Boten von Tondern geholt und zugleich die Silberschilde bestellt, mit denen der Rest der Wachslichter später in der Kirche untergebracht wurde.

Sechs Stück gehörten zum Hauberg — das war ein altes, unabänderliches Herkommen.

Auch die Bescherung für den Weihnachtsabend wurde nicht vergessen. Sie sollte stattfinden wie immer, nur mit dem Unterschied, daß man nicht in dem Pessel aufbaute, wie Olaf geplant hatte. Es war von Annemarie richtig vorausgesehen worden, daß die gute Stube zu einer anderen Verwendung dienen müsse.

"Dat het se all von haben herinner sagt," meinte Jakob Kleier geheimnisvoll.

Unter stillen Vorbereitungen kam der heilige Abend heran.

Als das Festläuten nach alter Sitte bei dem Eintritt der Dunkelheit anhub — man sollte dabei die Sterne sehen können, aber es waren keine Sterne am Himmel —, da zündeten Vater und Sohn die Kerzen an, welche den offenen Sarg von Annemarie umstanden.

Sie sprachen halblaut abgeriffene Worte bei dieser Beschäftigung.

"Sie sieht beinahe so gut aus wie damals," sagte Ludolf Nissen.

"Wann, Vater?"

"Du kannst das nicht wissen. Letzten August waren es fünfundzwanzig Jahr."

Olaf schwieg. Im August hatten die Eltern ihre Silberhochzeit gefeiert; der Vater sprach wohl von der grünen, jetzt, wo er sein Weib in Epheu und Immortellen gebettet sah.

"Das waren fröhliche Zeiten," sagte der Deichgraf und blickte sich um. "Hier auf dem Hauberg. — Mit uns Alten geht es abwärts, nun kommen wohl die Jungen an die Reihe."

Das Hausmädchen trat leise ein und legte einen großen schönen Kranz aus Lebensbaum und künstlichen weißen Rosen an das Fußende des Sarges. Sie wollte stumm wieder gehen.

"Woher?" fragte Olaf.

"Aus der Mühle. Elke Lorenzen läßt grüßen."

"War sie selbst da?"

"Nein."

Ludolf Nissen sah zu seinem Sohne hinüber, der den Kranz aufhob und der Toten in die Hände legte.

"Meinetwegen hätte sie selbst kommen können," sagte er, als das Mädchen gegangen war.

Mehr nicht, kein Wort. Aber seine Stimme hatte keinen harten Klang, sie war im Gegenteil weicher als sonst.

Und dabei beherrschte ihn eine Unruhe, die sich seltsam gegen das stille Bild zwischen den Lichtern abhob.

"Nun sind wir wohl hier fertig, Olaf. Wenn es Dir recht ist, so kannst Du die Leute in der Gefindestube zusammenrufen und jedem seine Geschenke geben. Sie sind noch alle von Mutter besorgt. Ich mag das nicht — heute nicht. Ich will hinüber ins Pastorat und wegen der Leichenrede sprechen."

Er nahm seinen Hut und ging. — — — — —

Franz Feigenpan hatte schon seit einer geraumen Weile das Läuten eingestellt. Es sollte eigentlich eine Viertelstunde dauern, aber er dachte, fünf Minuten seien auch hinreichend, wo doch drüben auf dem Hauberg die Leiche lag.

Überhaupt — es waren viele Kranke im Dorf, da wollte nirgends eine rechte Festfreude auskommen, auch der Schneider spürte sein Teil davon.

An diesem Abend graulte er sich vor seinem Junggesellenheim. Es kam kein Mensch zu ihm; selbst im Krug auf Raghörn war nichts los.

Da hatte er sich denn eine absonderliche Arbeit vorbehalten.

Er stieg mit seiner Laterne von der Glockenstube herunter, rumorte eine Weile im Turm unter altem Gerümpel und brachte zuletzt einen Spaten zum Vorschein. Den hob er sich dort auf für die seltenen Gelegenheiten, wo sein Totengräberamt ihn rief.

Der Platz, wo Annemarie hinkommen sollte, war schon bestimmt. Er lag noch auf dem alten Kirchhof; das neue Stück sollte erst zum Frühjahr eingeweiht werden, oder im Sommer.

So ging Feigenpan an den Platz und blickte sich um. Er sah den weiten Horizont entlang, wo die vielen Lichter aufblinkten — und jedes war ein Weihnachtslicht.

Dann stellte er die Laterne auf den nassen schwarzen Erdboden, stach ein längliches Viereck ab und begann zu graben.

Nach seiner Gewohnheit redete er halblaut mit sich selbst.

"Das ist nun Nummer elf in diesem Jahre," sagte er, "wenn das herkömmliche Duzend voll werden soll, dann muß einer von den Alten sich beeilen. Aber ich denke, die Annemarie kann man vor zwei rechnen, so eine große Leiche kommt nicht oft an mich."

Er maß das Gebiert und stützte sich auf seinen Spaten.

"Das Loch wird darum doch nicht größer. Es ist wunderbar! Sie hatte so viel Land, bald den halben Gotteskoog, und nun hat sie bloß das da. Und wenn dreißig Jahre um sind, denn kann es kommen, daß man ihre Gebeine auch noch aus dieser Grube smeißten thut. Wie sagt doch der Deichvogt? — Land brauchen wir, mehr Land!"

Schon stand der Mann bis an die Hüften in der Erde, und abermals ruhte er aus. Die Laterne brannte sehr trübe, und ihr Licht flackerte hin und her; es ging ein zitternder Schein über den Kirchhof, und die Grabkreuze schienen sich zu bewegen.

"Wackelt nur," sagte Franz Feigenpan kopsnickend, "heute graule ich mich nicht. Am heiligen Abend dürfen sie unten bleiben und schlafen, alle, die sonst wegen ihrer Thaten umgehn und sweben. Man bloß die lebendigen Menschen, die mit Slechtigkeit behaftet sind, solche haben heute weniger Ruhe als sonst. — Was ist das?!"

Es war zuerst ein Schatten, lang und dünn und huschend; dann wurde es ein Mensch. Peter Lorenzen kam den Fußsteig entlang gegangen, der quer über den Kirchhof führte und als Abkürzung zwischen der Mühle und Raghörn benutzt wurde.

Er ging in der Richtung nach Raghörn und blieb neben der Laterne stehen. Wenige Schritte weiter bog der Pfad um einen Vorbau der Kirche und zweigte von dort nach dem Hauberg ab.

„Was ist das hier für eine Sache,“ sagte er untwirsch. „Das ist doch keine Arbeit für den heiligen Abend, nach dem Festläuten! Man sollte bei den Juraten Beschwerde darüber führen, daß Ihr hier bei Nacht und Nebel steht und die Leute erschreckt.“

Feigenspan grub gelassen weiter.

„Bange machen gilt nicht, Herr Lorenzen, oder höchstens für gewisse Leute. Ich gehöre nicht dazu, darauf können Sie sich verlassen. Dieses Werk ist ein Liebeswerk, dazu kann man Sonntag und Feiertag nehmen. Und es erleidet keinen Aufschub. Sie wissen doch wohl, für wen ich dieses Haus baue?“

„Ich kann es mir denken,“ sagte der Müller kleinlaut.

„Sonst könnte ich Ihnen ein Rätsel aufgeben: ,Sie

Feigenspan grub emsig weiter.

„Sprechen Sie von Liebe, Herr Lorenzen? Ich kann es hier unten nicht recht hören. Aber ich meine, das Wort ist wie Pfeffer. Man soll nicht zu viel davon nehmen, sonst beißt es.“

Er warf einen morschen Schädel herauf und bis vor die Füße des Sitzenden.

„Sehen Sie, dieses ist Golgatha, wie es in der heiligen Schrift heißt. Eine Schädelstätte und eine Nichtstätte.“

„Was soll das heißen?“

„Hier könnte manch einer gerichtet werden. Von einem wenigstens kann ich es mir vorstellen. Aber es fehlen die Ankläger.“

Der Müller stand hastig auf.



Vor den Hühnern. Nach dem Gemälde von H. Sperling.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

hatte kein Haus über der Erde, darum muß man ihr eins in die Erde graben. Verstehen Sie das?“

Peter Lorenzen warf einen scheuen Blick nach dem Hausberg hinüber, wo aus einem der Fenster die hellen Kerzen hervorstrahlten.

„Das ist dummer Schnack! Ist das da drüben kein Haus?“

„Nichts Eigenes, Herr Lorenzen, kein Erbe. — Das hier wird was Eigenes.“

Dicht neben der beginnenden Gruft ragte ein alter Grabstein aus der Erde. Der Müller setzte sich darauf und legte den Kopf in die Hände.

Er war plötzlich weichmütig geworden, wie es häufig bei Trinkern der Fall ist.

„Die arme Annemarie!“ sagte er. „Ich habe sie doch lieb gehabt.“

„Das ist ja tolles Zeug! Ihr habt wohl getrunken, Alter?“

„Ich nicht. Ich bin ein nüchterner Mann, bis auf die paar Tage im Jahr, wo ich einen nehme. Bei Ihnen kommt das öfters vor. Heute sind Sie wohl auch auf dem Wege nach Raghörn, um sich einen Brand zu stiften — —“

Peter Lorenzen trat auf den Schädel zu seinen Füßen, daß er knirschte.

„Das geht keinen was an!“

„Mich nicht,“ sagte Feigenspan und stieg aus der Grube.

„Nun ist es fertig. Wenn die Annemarie doch ein bißchen gewartet hätte, dann wäre sie wieder in ihr Erbe gekommen — drüben auf die Lebe. Aber es ist besser so — mir will's nicht gefallen, daß sie das Land dazunehmen. Auf Herr Pastor wird viel Bibelworte brauchen, um das Stück Erde billig zu machen!“

„Ein Unglück — was weiter!“ entgegnete der Müller halblaut und wendete sich zum Gehen. Aber er blieb noch einmal stehen.

Der Totengräber stützte sich auf seinen Spaten und blickte in das Licht der Laterne.

„Sie sprachen da von einem Unglück, Herr Lorenzen. Ich weiß nicht — Feuer und Licht war nicht in dem Hause, Donner und Blitz war auch nicht über dem Hause. Die Flamme fällt nicht aus den Regenwolken, und sie springt nicht aus dem nackten Stein. Was da war, Herr Lorenzen, das war ein Mensch — drüben in dem Garten, wo jetzt die Disteln stehen, das muß ich wohl wissen, denn wenn irgend jemand diesen Menschen gesehen hat, dann war ich's. Ich habe bisweilen die Gewohnheit, hier bei Nacht und Nebel zu graben — damals war's wegen einem alten Wesen aus dem Arbeitshause, und die kommen da unten in die Ecke hinein — dicht neben die Bede.“

„Das ist neu,“ entgegnete der Müller unruhig, „habt Ihr den Menschen erkannt?“

„Bei Nacht sind alle Katzen grau — aber man hat doch feine unterscheidenden Merkmale. Ich bin nicht gefragt worden, man wird mich wohl auch nicht fragen. Es müßte denn ganz absonderlich kommen. Und wenn ich alsdann vor Gericht meine Hand zum Schwur aufheben sollte — vielleicht müßte ich sagen: ‚Der ist es gewesen‘ — vielleicht auch nur: ‚Der kann es gewesen sein.‘ Man ist an dem einen Tage klarer in seiner Vorstellung als an dem anderen Tage — es ist ein Unterschied, ob man an der Stelle steht, wo es geschah, oder ob man nach Flensburg vor die Geschworenen gerufen wird. Heute, Herr Lorenzen, stehe ich an derselben Stelle wie vor zehn Jahren — wir beide stehen da — heute.“

Er nahm die Laterne und blies das Licht aus.

„Gute Nacht, Herr Lorenzen, Sie gehen nun wohl in den Krug. Ich will auch nach Hause und mein Weihnachtslicht anstecken. Es ist ein Trost, wenn das die einzige Flamme bleibt, der man zum Brennen verhilft, und das soll meine Christnachtfreude sein.“ — — — — —

Pastor Sörensen war bei seiner Festpredigt für den folgenden Tag. Er wollte wieder einmal über das Wort reden von dem Frieden auf Erden, und während er seine Gedanken darüber hinschrieb, sah er sich bisweilen um. Das Licht der Studierlampe konnte sein Zimmer nicht recht erhellen, da war auch nicht die fernste Erinnerung von dem Glanz einer Weihnachtsstube, aber darauf hätte der Prediger schließlich Verzicht geleistet. Die Friesen brannten auch keine Tannenbäume, sondern höchstens eine Fackel mit buntem Flitter.

Nur das mit dem „Friede auf Erden“ wollte heute nicht stimmen.

„O ja, äußerlich war mehr Friede vorhanden, als einem Menschen schließlich lieb sein kann, besonders am Feste der Kinder, wo man gerne Jubeln und Lachen, Trommeln und Tuten hört — aber im Herzen war alles Sturm.“

Da lag auf dem Schreibtisch ein Brief aus New York, gerade heute angekommen, recht zur Unzeit. Ein Jugendfreund, der eine große Lehranstalt besaß, schrieb an Sörensen und bot ihm eine leitende Stellung an — äußerlich glänzend und wissenschaftlich verlockend.

„Du bist immer lehrhaft gewesen,“ schrieb er, „ich glaube, dies ist der richtige Platz für Dich. Deine Theologie kannst Du brauchen, das andere ebenfalls. Well, was willst Du mehr? Ich dränge Dich nicht, bis Ostern magst Du Dich entscheiden. Und noch Eins. Ich bin mit einer Deutschen verheiratet, bringe Dir auch eine von drüben mit. Hier taugen sie nicht viel, und ‚ohne‘ kommt man auf die Dauer nicht aus.“

Zwischen dem zweiten und dritten Teil der Predigt las Sörensen diesen Brief zum viertenmal. Perle, der unter dem Sofa lag, knurrte.

„Sei still,“ sagte Asmus, „Dich würde ich auf jeden Fall mitnehmen; englisch brauchst Du nicht zu lernen, gebelst

wird überall. Du kommst mit, wenn was daraus wird; wer sonst noch?“ Er sann nach.

„Stine gewiß nicht, die wird doch noch den Schneider nehmen, wenn er auch fünfzig ist; neulich standen die beiden am Staket, und er meckerte wie ein Ziegenbock. Warum auch nicht, fünfzig ist noch kein Alter.“

Der Hund knurrte wieder.

„Bierzig noch weniger!“ fuhr Asmus fort und warf in einem Anfall unchristlichen Zornes seinen einen Morgenschuh nach dem Hunde. Dann stand er auf und holte ihn wieder.

„Es wird Zeit, daß ich aus dem Pantoffel herauskomme, und unter einen kleinen hübschen Pantoffel. O, o, wenn doch nur nicht dieses thörichte Gerede in der Gemeinde wäre!“

Draußen scharfte ein schwerer Fuß, und es wurde an die Thür geklopft. Gleich darauf trat Rudolf Nissen ein.

Der Deichvogt sah furchtbar blaß aus, aber wer wollte ihm das verdenken! Er kam wohl von einer, die noch blasser war, und Sörensen sagte auch etwas ähnliches bei seiner Begrüßung. Er ließ die Hand des Mannes nicht los, sondern führte ihn an das Sofa und setzte sich neben ihn.

„Wer hätte das gedacht, Herr Nissen, als wir zusammen durch den Schnee fuhren!“

„Ich nicht, Herr Pastor — nein, ich nicht. Aber daran habe ich mich nun gewöhnt — an das.“ Der Geistliche nickte.

„Sie meinen, wir sollen uns hineinfügen. Das ist christliche Gesinnung.“

„Ich spüre deren nicht viel in mir,“ sagte der Deichvogt finster, und Sörensen blickte etwas befremdet auf.

Das war gar nicht die Art dieses Mannes. Aber, lieber Gott, dem frischen Schmerz muß man manches nachsehen, predigen ist nur am rechten Orte gut.

So lenkte der Geistliche ab.

„Sie kommen gewiß wegen der Parentation und der Leichenrede, Herr Nissen.“

„Das letzte weniger. Nehmen Sie das beste Wort, was Sie finden, es ist nicht zu gut für meine Annemarie, und es macht sie nicht wieder lebendig. Aber die Parentation — da wollen Sie doch wohl einiges aus dem Leben haben.“

„Ich kenne es ja so ziemlich,“ sagte Sörensen freundlich.

„Meinen Sie, Herr Pastor — meinen Sie? Nun, dann sagen Sie nur die Wahrheit. Sagen Sie vor allen Leuten, daß die da im Sarge langsam umgebracht worden ist.“

Rudolf Nissen sah furchtbar aus, wie er diese wenigen Worte sprach. Mit einer schrecklichen Ruhe sagte er es und legte die Faust dabei geballt auf den Tisch, so daß die Andern hervorsprangen. Pastor Sörensen stand langsam auf und griff sich an die Stirn.

„Was bedeutet das, Herr Deichvogt — —?“

„Es bedeutet, daß ich blind und taub gewesen bin — und ein Narr! Wovon die Leute reden, und was die Späßen von den Dächern schreien, das habe ich allein nicht gewußt, weil ich nicht daran glaubte, daß so eine Schlechtigkeit möglich sein könnte. Und nun, wo meine Annemarie tot ist, nun muß mir ein Licht aufgehen!“

Er sah dem Pastor ins Gesicht und wurde ruhiger.

„Sie können mich ja nicht verstehen, Sie werden mich für hinterfönnig halten. Also ich spreche von dem Brande vor zehn Jahren, bei dem meine arme liebe Frau stich geworden ist. Die Gerichte meinten ja schon immer, daß irgend wer den roten Hahn aufs Dach gesetzt hätte, und danach sah es auch aus. Es waren damals Taters — Zigeuner — im Dorfe, sie lagerten mit ihren Wagen unter dem Dache — denen könnte man es allenfalls zumuten. Heraus kam aber nichts; es meldeten sich auch keine Zeugen, und so ging die Sache in Sumpf. Heute abend — —“ Der Deichvogt schwieg einige Sekunden und sah starr vor sich hin.

„Tawohl, heute abend, Herr Pastor. Ich habe also die Lichter bei meiner Annemarie angezündet und gehe aus dem Haus, um hier mit Ihnen wegen des Begräbnisses zu sprechen. Sie wissen ja, man muß über den Kirchhof, hart

um die Ecke bei dem Vorbau, wo der große Fliederbusch steht. Und wie ich da angekommen bin, sehe ich das Licht von einer Laterne. Das ist Franz Feigenspan, der das Grab für meine Annemarie gräbt. Und neben ihm, auf dem Leichenstein von dem alten Lützen, Sie wissen ja wohl — da sitzt einer. —

„Der von der Mühle, Herr Pastor.“

„Ich habe mein Lebtag nicht gehorcht, aber es war so stille, ich mußte hören, was die beiden mit einander sprachen. Und da kam es heraus — — der von der Mühle hat den Brand gelegt, der und kein anderer. Und der Schneider weiß darum.“

Sörensen faßte den Deichvogt am Arm.

„Hat Feigenspan das gesagt?“

„Nicht mit nackten Worten, Herr Pastor, das nicht. Sie kennen ja den Mann, er heißt der Spöfkenfiker und ist mitunter 'was wunderbar. Und in so 'ner Art hat er es auch angedeutet, aber so, daß der andere es verstehen mußte. Und der andere schließlich sich davon!“

„Lieber Herr Nissen,“ sagte der Pastor beklommen, „Sie sagen ja selbst, daß Franz Feigenspan ein wunderlicher Mann ist. Können Sie seine Reden nicht mißverstanden haben?“

„Es fiel mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, Herr Pastor — mehr kann ich nicht sagen. Sehen Sie — die Feindschaft zwischen — zwischen dem Müller und mir. Was war's denn? Wir hatten beide vor vielen Jahren um dasselbe Mädchen geworben — kommt das nicht öfter vor? Wir waren in den letzten Jahren verschiedener Ansicht über die Interessen der Gemeinde — er aus persönlichen Gründen, ich — vielleicht auch mit. Passiert das nicht alle Tage? Das gibt keine Freundschaft, gewiß, aber auch keine bittere Feindschaft. Und die hat er doch gegen mich gehabt, all die Jahre, ich fühl's in meinem Innern, und ich hab' es wohl auch vergolten. Bei mir war es mehr eine unbestimmte Ahnung, bei ihm war es das Gewissen. Denn wenn das Gewissen den Menschen peinigt, dann wirft er seinen Haß auf die Ursache. Und wenn ich so alles bedenke — auch mit seinem Trinken ist es erst schlimm geworden seit jener Zeit. Sehen Sie, so 'was kommt eins aus dem anderen. Daß er den roten Hahn auf das Dach des leeren Hauses setzte, das war vielleicht nur ein Schabernack; schlimm konnte es nicht werden, und das Haus war in der Affekuranz. Als es

aber doch schlimm wurde, da kam der Haß. So habe ich es mir zurechtgelegt, und so ist es. —“

Da fuhr dem Pastor ein Wort heraus.

„Die Leute geben Ihnen recht,“ sagte er.

„So — also nicht bloß einer! Sie wissen mehr davon, Herr Pastor, Sie müssen mir das sagen.“

Sörensen sah wohl ein, daß Verschwiegenheit hier nichts mehr helfen konnte, denn der mißtrauisch gewordene Mann war nun einmal auf der Spur.

So teilte er dem Deichvogt mit, daß man auf dem Gericht die Untersuchung wieder aufgenommen habe infolge eines anonymen Briefes.

„Ich glaube nicht daran,“ setzte er eifrig hinzu; „trotz dem Schneider und trotz diesem elenden Wisch. Der Müller ist wohl ein schwacher Mensch, und er ist leider ein Trinker; aber einer wirklichen Schlechtigkeit halte ich ihn nicht für fähig.“ Der Deichvogt nickte.

„Sie sind ein Mann des Friedens, Herr Pastor. Aber ich muß kämpfen. Es ist nicht bloß um meine Annemarie, ich kann sie doch nicht wieder lebendig machen. Es ist auch nicht ganz allein um die Gerechtigkeit, denn zehn Jahre sind eine lange Zeit. Aber vielleicht wissen Sie es nicht — mein Olaf — —“

Der Pastor stand am Schreibtisch und schraubte an der Lampe. Die brannte so dunkel.

„Was ist mit Olaf?“ fragte er stockend.

„Die Natur geht mitunter konträr,“ sagte der Deichvogt langsam. „Es ist mir in diesen Tagen eine Ahnung daran aufgegangen, daß Olaf und Elke — — ja, Herr Pastor, Sie mögen mich wohl erschrocken ansehen. Aber ich sagte ja schon, in manchen Dingen soll man sich nicht auf die Natur verlassen, am wenigsten in der Liebe. Der Junge geht dem Mädchen zu Gefallen; ob

auch umgekehrt, das weiß ich nicht. Brav ist sie, man soll mir keine Ungerechtigkeit nachsagen. Die Annemarie muß so 'was gemerkt haben, denn Frauen sehen schärfer in solchen Dingen, und darum hat sie wohl auch ganz kurz vor ihrem Tode noch den Versuch gemacht, eine Ausöhnung zwischen dem Müller und mir herbeizuführen. Wer weiß, was geschehen wäre, Herr Pastor, ich bin keiner von denen, die aus purem Eigensinn ein paar junge Leute auseinanderbringen. Daß aber mein Sohn nicht die Tochter eines Brandstifters heiraten kann — dieses Brandstifters, Herr Pastor! — das steht wohl schon im vierten Gebot geschrieben. Und darum muß ich meinen Weg gehen.“

(Fortsetzung folgt.)



Bei der Arbeit. Nach dem Gemälde von E. v. Blaas.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Katastrophen im Hafen.

Von A. Dskar Klaußmann.

Die Statistik belehrt uns darüber, daß die Gefahr für den Passagier während einer Eisenbahnfahrt auf freier Strecke viel geringer ist, als bei der Einfahrt in die Bahnhöfe. Durch falsche Weichenstellung, durch Zusammenstoß mit entgegenkommenden Zügen, durch Entgleisung in den Weichenkreuzungen steigert sich die Gefahr für Zug und Passagiere bedeutend, gegenüber derjenigen auf freier Strecke.

Faßt genau wie den Zügen mit den Bahnhöfen, geht es den modernen Schiffen mit den Häfen. Ein großer Teil der Kollisionen, durch die Schiffe und Menschenleben verloren gehen, erfolgt bei der Ein- und Ausfahrt aus gewissen, sehr stark besuchten Häfen, in denen ein beständiger Andrang von Schiffen stattfindet — die Katastrophe des Dampfers „Primus“ auf der Elbe hat erst jüngst davon wieder einen erschreckenden Beweis geliefert. Es kommt dazu, daß die modernen Riesendampfer dem Steuer nur dann willig gehorchen, wenn das Schiff sich in voller Fahrt befindet. Findet der Zugang zu den Häfen durch enge Fahrwasser oder durch einen Fuhlauf, wie zum Beispiel in Hamburg, statt, so kann der Riesendampfer seine Maschine nur mit geringer Kraft arbeiten lassen, und er fährt gewöhnlich nicht mit eigener Kraft, sondern läßt sich von einem kleinen Dampfer schleppen. Solch ein geschlepptes Riesenschiff aber ist sehr gefährlich für jedes begehende Fahrzeug, weil es eben in gewissen Augenblicken ganz und gar nicht mehr dem Willen der daselbe leitenden Seelente gehorcht.

Das schrecklichste Unglück dieser Art, das mitten im Londoner Hafen passierte, war das der „Prinzeß Alice“ am 3. Dezember 1878. Das Vergnügungsboot kam von See her, hatte ungefähr tausend Personen am Bord, welche sangen und tanzten, und wurde im Hafen von einem großen Dampfer, der eben hinausgeschleppt wurde, so unglücklich angerannt, daß die „Prinzeß Alice“ quer durchgeschnitten wurde. Sie sank in wenigen Minuten glatt weg, und 670 Menschenleben waren in diesen wenigen Minuten verloren.

Solche Kollisionen, die man in den Häfen beinahe für unvermeidlich halten möchte, die großen Gefahren, in welche Schiffe durch Explosionen, durch Feuersbrünste, sei es anderer Schiffe oder der Hafenanlagen geraten, wollen wir aber in unseren nachfolgenden Betrachtungen weniger als Beispiele heranziehen. Die Geschichte der Schifffahrt belehrt uns vielmehr darüber, daß gerade in Häfen Unglücksfälle passiert sind, die man heute noch für unmöglich halten würde, wenn nicht die traurigen Thatfachen vorlägen.

Unvergesslich bleibt in der Geschichte der englischen Marine die furchterliche Hafenkatastrophe, die sich am 14. August 1782 auf der Reede von Spithead in der Nähe von Portsmouth vollzog. Der „Royal George“ war eines der größten Schlachtschiffe der damaligen englischen Flotte. Das Schiff hatte eine Menge Decke über einander; denn es trug 120 schwere Kanonen. Es war ein vorzüglicher Segler und hatte sich auf dem Dzean und auch in verschiedenen Gefechten sehr gut bewährt. Es ragte etwas hoch aus dem Wasser heraus und der Schwerpunkt lag vielleicht höher, als bei anderen Kriegsschiffen damaliger Zeit. Es hatte aber trotzdem die höchsten Masten der englischen Marine und trug die meisten Segel von allen Kriegsschiffen. Das Schiff war am Sonnabend von einem Manöver in den Hafen zurückgekommen und sollte in das Dock gehen, weil sich ein Leck im Schiff gezeigt hatte, durch welches Wasser in das Innere eindrang. Die Schiffszimmerleute untersuchten das Leck und entdeckten, daß es sich nur ungefähr zwei Fuß unter der Wasserlinie befand. Um nicht Zeit zu verlieren, beschloß man, das Schiff nicht erst in das Dock gehen zu lassen, sondern es so überzuholen, daß diejenige Seite, in der sich das Leck befand, aus dem Wasser herausragte. Man brachte daher in den oberen Decken des Schiffes die Kanonen der Steuerbordseite nach der Backbordseite hinüber und beschwerte das Schiff so, daß es sich nach der Backbordseite hinüberneigte. Dadurch trat derjenige Teil an Steuerbord, wo sich das Leck befand, vollständig aus dem Wasser heraus. Am Sonntag besuchten die Frauen und Kinder der an Bord befindlichen Offiziere und Mannschaften ihre Angehörigen auf dem Schiffe, und es waren in der Nachmittagsstunde ungefähr 1200 Personen in und auf dem Schiffe versammelt. Plötzlich erhielt das Schiff einen Ruck nach Backbord hinüber. Wie das Unglück entstanden ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Es heißt, ein plötzlicher Windstoß habe das Schiff zum Überholen nach Backbord gebracht. Nach einer anderen Version sollen die vielen hundert Menschen, die sich auf dem Deck des Schiffes befanden, plötzlich nach Backbord hinübergelaufen sein, weil sich auf jener Seite des Schiffes etwas Interessantes zeigte. Genug, das Schiff holte plötzlich noch weiter nach Backbord über, und da leider die Stückpforten auf der Backbordseite geöffnet waren, drang das Wasser mit furchtbarem Rauschen in das Innere des Schiffes und binnen wenigen Minuten sank der „Royal George“ mit den 1200 Menschen, mit den schreienden Weibern und Kindern auf ziemlich niedrigem Wasser fort. Mehr als 900 Menschen verloren ihr Leben.

Von historischen Katastrophen wollen wir nur noch zwei aus der Mitte des XIX. Jahrhunderts anführen und uns dann lediglich auf Ereignisse der Neuzeit beschränken.

Im Jahre 1857 lag die Korvette der Vereinigten Staaten von Nordamerika „Monongahala“ im Hafen von Santa Cruz. Die amerikanischen Küsten werden zeitweise von gewaltigen Flutwellen

heimgesucht, die wahrscheinlich durch unterirdische Gewalten, durch Erd- resp. Seebeben hervorgerufen sind und sich mit furchtbarer Gewalt auf die Küsten stützen. Eine solche Flutwelle packte die Korvette, trug sie über die Häuser der Friedrich-Vorstadt von Santa Cruz, trug sie unbeschädigt wieder über die Häuser zurück und setzte sie neben den Hafen auf den Strand, als die Welle zurückflutete. Es gelang, das Schiff mit einem Kostenaufwand von ungefähr einer halben Million Mark wieder flott zu machen.

Ein ähnliches Unglück betraf die Glatthead-Korvette „Wateree“ im Jahre 1868, als sie im Hafen von Arica in Peru lag. Nur war das Resultat dieses Schiffsabenteuers ein recht eigentümliches. Die herannahende Flutwelle war so riesig, daß sie das Schiff ebenfalls vom Anker riß und es über die ganze Stadt hinwegtrug, ohne die Dächer der Stadt oder das Schiff zu beschädigen. Die Flutwelle führte das Schiff ungefähr eine halbe deutsche Meile in das Land hinein und setzte es hier mitten im Urwalde nieder. Der größte Teil der aufs furchterlichste erschrockenen Besatzung blieb unbeschädigt. Als sich das Wasser wieder verlaufen hatte, saß das riesige eiserne Kriegsschiff mitten im Urwald, und keine Macht der Welt konnte es mehr in das nasse Element zurückführen. Es blieb der Vereinigten Staaten-Regierung nichts anderes übrig, als das Schiff an einen Unternehmer zu verkaufen, der mitten im Urwald ein Hotel daraus machte, das heute noch das Ziel vieler neugieriger Reisender ist.

Im Hafen von Gibraltar hatte im Jahre 1890 der englische Dampfer „Utopia“ ein Unglück, wie es wohl vorher noch keinem anderen Handelsschiffe begegnet ist. Die „Utopia“ vermittelte den Auswandererverkehr zwischen Neapel und New York. Das Schiff hatte in Neapel 830 Zwischendecker an Bord genommen und ließ auf der Fahrt nach New York Gibraltar noch einmal an, um seine Kohlen- und Proviantvorräte zu ergänzen. Am Abend des 17. März steuerte mitten im Hafen die „Utopia“ ihrem Ankerplatz zu und manövierte sehr geschickt, um dem englischen Admiralschiff „Anson“ aus dem Wege zu gehen, das mit einer Anzahl anderer englischer Kriegsschiffe am Eingange des Hafens ankerte. Gerade hatte die „Utopia“ die vorgeschrittmäßige Wendung gemacht und wollte ihren Anker fallen lassen, als eine Böe das unglückliche Schiff faßte und gegen den „Anson“ warf. Das hätte an und für sich das Unglück noch nicht so groß gemacht. Aber das Panzerschiff „Anson“ hatte einen riesigen Rammsporn und dieser schnitt die „Utopia“ an der Längsseite über die Hälfte der ganzen Schiffslänge vollständig auf. Im Nu füllte sich der untere Teil des Schiffes mit Wasser, und trotzdem sämtliche im Hafen liegende englischen und schwedischen Kriegsschiffe, sowie alle Handelsschiffe und die Rettungsstation am Lande zu Hilfe herbeieilten, war das Unglück in wenigen Minuten vollendet. Die „Utopia“ war gesunken, in einem Augenblick waren über 500 Menschen umgekommen.

Das schreckliche Unglück, das unsere braven Kriegsschiffe am 15. März 1880 im Hafen von Apia auf Samoa traf, ist heute noch in aller Erinnerung. Der furchtbare Wirbelsturm aus Nordost, der über den Hafen dahinstras, riß auch unsere Kriegsschiffe „Olga“, „Abler“ und „Eber“ vom Anker, und während es der „Olga“ noch gelang, auf den Strand zu laufen, gingen „Abler“ und „Eber“ vollständig verloren. 4 Offiziere und 100 Mann verlor allein die deutsche Marine. Noch heute liegen auf dem Korallenriff von Apia die Überreste der Schiffe „Abler“ und „Eber“.

In frischer Erinnerung ist es noch, wie ein anderes unserer Kriegsschiffe, das Schulschiff „Gneisenau“ ebenfalls auf der Reede, unmittelbar vor dem Hafen von Malaga, durch einen plötzlichen Sturm von seinen Ankern gerissen und derartig gegen die Mole geschleudert wurde, daß das Schiff sofort sank. Von den 350 Offizieren, Kadetten, Schiffsjungen und Matrosen verloren 50 ihr Leben und 48 wurden schwer verwundet.

Ähnliche Schiffsatastrophen, wie sie die „Gneisenau“ an der Hafenanmole erfuhr, sind durchaus nichts Seltenes. Durch einen einzigen Sturm wurden bei Folkestone im Jahre 1900 die beiden deutschen Dampfer „Agder“ und „Baron Hollberg“ von der See gefaßt und auf den sehr flachen Strand derartig hinaufgeschoben, daß, wie Augenzugegen versichern, die Schiffe Jässern glichen, die von Riesen Händen auf das Land hinaufgerollt wurden. Es war bis dahin unerhört in der Geschichte der Schiffsunfälle, daß große Dampfer in solch niedrigem Fahrwasser auf den Strand gesetzt wurden; bei „Agder“ und „Baron Hollberg“ trat aber auch dies Unerhörte ein.

Am der Westküste von Kalifornien kommt man durch die Hafeneinfahrt des Goldenen Thors in ein großes Becken, auf dessen Ostseite San Francisco liegt. Dieses riesige Becken ist einer der besten Häfen der Welt, und es findet ein großartiger Schiffsverkehr Tag und Nacht hier statt. Eines der Fährboote, welches den Verkehr zwischen San Francisco und der gegenüberliegenden Westseite der Bai vermittelt, die „Hermosa“, machte im Herbst 1900 die fährplanmäßige Tour von San Francisco nach der Westküste und war von zahlreichen Passagieren besetzt. Plötzlich erschütterte ein furchtbarer Stoß das Schiff. Fast sämtliche Passagiere wurden zu Boden geworfen. In der Maschine krachte das eiserne Gestänge auf einander, brachen schwere Eisenteile. Eine furchtbare Panik brach aus; alle Welt glaubte, man sei auf einen bis dahin unbekanntem Felsen gestoßen, und das Schiff sei verloren. Nachdem sich aber die Leute

auf Deck von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, wurden sie Zeugen eines ganz unglaublichen Schauspiels. Die gewaltige Schwanzflosse eines Walfisches zeigte sich senkrecht aus dem Wasser hervorragend, und wütend schlug der Walfisch, ein Ungetüm von mindestens 24 Meter Länge, die Wellen, die sich mit seinem Blute in kurzer Zeit rot färbten. Das Fährboot war mit seinem scharfen Kiel quer durch den Rücken des Riesenwals hindurchgefahren, und 24 Stunden später trieb das Meeresungeheuer tot an den Strand.

Die Küsten von Kalifornien und die Bai von San Francisco sind zeitweise der Aufenthalt ganzer Walfischherden, und in derselben Zeit, in der der Dampfer „Hermosa“ das Unglück hatte, das noch glimpflich genug abließ, wurde das Lotsenboot „Bonita“ von einem anderen Walfisch in derselben Bai direkt angegriffen. Der Walfisch, ein Ungeheuer von 18—20 Meter Länge, stieß mit seinem Schädel derartig heftig gegen das Heck des Schiffes, daß er nicht nur das Steuer, sondern auch einen großen Teil der hölzernen Beplankung des Bootes zertrümmerte. Die „Bonita“ sank langsam, da sich unter ihren Decken, die zum Glück dicht verschlossen waren, Luft angesammelt hatte. Mit Hilfe anderer Schiffe wurden die Mannschaften gerettet, bevor das Schiff unter dem Wasser verschwand. Eines der Boote aber, das zur Hilfe herbeieilte, wurde von dem Walfisch ebenfalls angefallen, und zwar drängte sich das Ungeheuer dicht an das Schiff heran und versuchte, indem es unter das Schiff schwamm, dies zum Kentern zu

bringen, sodas der Kapitän sich entschließen mußte, flaches Wasser aufzuzuchen, wohin ihm der Walfisch nicht folgen konnte, da er sonst in die Gefahr kam zu stranden.

Im Jahre 1896 hatte das norwegische Schiff „Turiste“ ein merkwürdiges Unglück im Hafen von Cadix. Das Schiff war auf der Fahrt von Norwegen in schwerem Sturm gewesen und wollte in das Trockendock. Noch schwamm es vor der Schleusenthür zum Trockendock wartend, bis das Schleusenthor geöffnet wurde, als ein kolossaler Stapel von Schiffsbauholz, der oberhalb auf der Dockmauer lagerte, ins Rutschen kam und mit einem Schlage ins Wasser fiel. Die Balken schlugen dicht neben dem „Turiste“ ins Wasser, sanken unter und trieben dann natürlich durch eigene Schwimmkraft wieder auf. Hunderte von diesen Balken waren aber unter den Kiel des „Turiste“ geraten und als sie durch eigenen Auftrieb emporkamen, hoben sie auch den Kiel des Schiffes in die Höhe, das nun derartig mit seinem Vorderteil gegen die Dockmauer hingeschwenkt und gegen diese gestoßen wurde, daß das Schiff eine Havarie erlitt, die fast seinen Untergang herbeiführte und zum mindesten viele tausend Mark Reparaturkosten verursachte.

So sehen wir denn, daß der sichere Hafen dem Seemann und dem Passagier eines Schiffes keineswegs Sicherheit gewährt, und auch die Sprache trägt ja diesem Umfande Rechnung, indem sie das Wort geprägt hat: „Im sicheren Hafen scheitern“.

Karl Simrock.

Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Geburtstag. Von Professor Dr. E. d. Heyck.

Würde einmal den Männern, die das Hauptverdienst an der inneren Deutschwerdung unseres Volkes im XIX. Jahrhundert haben, eine besondere Walhalla als Ehrentempel gebaut werden, so würde einer der ersten Plätze darin Karl Simrock einzuräumen sein. Er hat die Nation in Beziehung gesetzt zu dem Nibelungenliede und den anderen großen Epen- und Sagenstoffen der mittelhochdeutschen Litteratur; er hat den volkseigenen poetischen Hort der Germanen für die breiteren Kreise der Gebildeten und der Leser entdeckt, ihn für diese erst sichtbar ans Licht gehoben. Und hiermit verknüpft sich ein bester Teil unserer Freude an Vaterland und Deutschum. Unzählige haben Simrocks Übersetzungen und Nacherzählungen der deutschen Heldenstoffe mit der Begeisterung der Jugend oder in der Behaglichkeit der reiferen Jahre gelesen, und weit hierüber hinaus reicht die Wirkung, die jener treue Patriot mittelbar geübt hat. Denn nachdem einmal durch ihn von den alten Dichtungen die gewissen Unbequemlichkeiten der Sprache genommen waren, gingen die Auszüge und Inhaltsangaben daraus in die Litteraturgeschichten und Lesebücher über und konnten jene mühelos immer neu bearbeitet werden. So wurde in hundertfältigen Verästelungen die alte Wunderherrlichkeit bis zu jedermann, namentlich auch in die Schulen, geleitet. Durch Simrocks That und Vorgang ward sie wahrhaft zum vaterländischen Gemeingute. Ein großer Germanist und Gelehrter ist Simrock nie gewesen und als Professor wurde er mehr so mit aufgebraucht. Aber gerade solchen Mittelpersonen zwischen der strengen zugeknüpften Fachtechnik und dem allgemeinen Bedürfnisse der Gebildeten oder zu Bildenden fällt oft die schöne Rolle des sichtbar fruchttragenden Verdienstes zu. Und sein Lied „An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein“, das wird gesungen werden, so lange des Stromes grüne Woge durch deutsche Lande rauscht und die wundersame Poesie des Lebens am Rhein junge Herzen über den Alltag und alle Erbenschwere emporjubeln läßt.

Herkunft und Ausgang, innerer und äußerer Inhalt des Lebens sind bei Karl Simrock unzertrennlich mit dem Rheine verbunden. Sein Vater war ein Mainzer Kind. Er diente, wie viele Süd- und Westdeutsche damals, im Heere des Königs von Frankreich und trat 1774 als Waldhornist in die Kapelle des Kurfürsten und Erzbischofs von Köln, der, wie seit lange seine Vorgänger, zu Bonn residierte. Dieser Vater unseres Germanisten war ein regsamer, tüchtiger und sympathischer Mann, und zufällig kann ich belegen, daß er einen gewissen Anteil daran hat, wenn der Sohn die Richtung auf die deutsche Vorzeit und ihre poetischen Stoffe nahm. Denn in einem unveröffentlichten Antwortbriefe auf eine An-

frage, den ich hierfür benutzen darf, gibt später Karl Simrock an, die betreffende Sage habe er von seinem Vater, „der, wenn er sie erzählte, nie unterließ zu melden, daß er sie von dem Seinen habe“. Der kurfürstliche Waldhornist, der bald zum „ersten“ seines Ranges in der Kapelle aufrückte, trieb nebenbei einen kleinen Handel mit geschriebenen Notizen, lernte solche auch in Kupfer stechen und übernahm Kommissionen von Musikverlagen. Und als 1801 die kurfürstliche Herrlichkeit zu Ende ging und Bonn nebst dem linken Rheinufer französisch wurde, da wurde das Schicksal, das den Waldhornisten mit seinen zehn Kindern brotlos machte, vielmehr zum Ausgang seines Glückes. Er bestand als kleiner Musikverleger weiter und bestand immer besser und größer; die bekannte Simrock'sche Musikalienverlags-handlung, jetzt in Berlin, ist keine andere als die feine. Als sein jüngster Sohn Karl Josef, geboren unter der französischen Trifolore am 28. August 1802, in die Jahre kam, da er das Lyceum absolvierte, war sein Vater ein sehr wohlhabender Mann. In dieser Lage studiert man in jenen Gegenden Jurisprudenz, auch wenn man andere Lieblingsinteressen hat; es ist noch heute rheinauf, rheinab die glatte und unbesinnliche Durchschnittslogik, daß man seine historischen oder verwandten Jugendneigungen nicht hat, um später Hefte zu korrigieren, wenn man's anders vermag. Man ergreift vielmehr das sozial bevorzugtere Fach der Bühne aus guten Familien und treibt seine Neigungen nebenher, mit jener Dilettantenfreude, die ja meistens dauernder vorhält, als wenn die „schönen Wissenschaften“ zum täglichen Beruf werden und sich mit aller Theorie und Mühsal, allen Strebungen, Richtungskämpfen und toten Lasten des Spezialsaches verschlacken.

Karl Simrock gehörte zu den ersten Studenten der neuen preussischen Universität Bonn, zu denjenigen, die bei der Eröffnung, Ostern 1819, schon vorweg immatrikuliert worden waren. Vorlesungen über deutsche Geschichte und Litteratur hörte er bei Arndt und A. W. v. Schlegel, beides Dozenten von Wissenschaften, die selber noch erst auf eigene Methode sich einzurichten hatten. Geschichte wie Germanistik wurzelten hier in der Romantik, die die Burgen und alten Städte des Rheins umschwebte. Sie hatte den Rhein in seiner romantischen Geschichtlichkeit jüngst entdeckt, sie hatte nach der Weltbürgerei des XVIII. Jahrhunderts und der Kläglichkeit des sterbenden alten römischen Reiches das Vaterland und die schöne Kraft der Nation in der mittelalterlich verklungenen Kaiserherrlichkeit, bei den Rittern und Minnesängern wiedergefunden. Historisch, romantisch und vaterländisch waren durch sie zu einer Art Dreieinheit gebildet, der am meisten historische und poetische Strom, der Rhein

mit seinen Neben und seinen Burgen, durch sie zum vaterländischen Flusse vor allen erhoben worden. Der Rhein, der wesentlich all die territoriale Zersplitterung, die fürstgeistliche Fremdtümelei und noch kürzlich die französischen Fahnen an seinen Ufern gesehen, er war durch die Romantik in des Vaterlandes heiligsten Begriff verwandelt worden, er wallte über dem versenkten Nibelungenhort, und alle deutsche Poesie schien bei ihm zu Hause, mit ihm unlöslich verbunden.

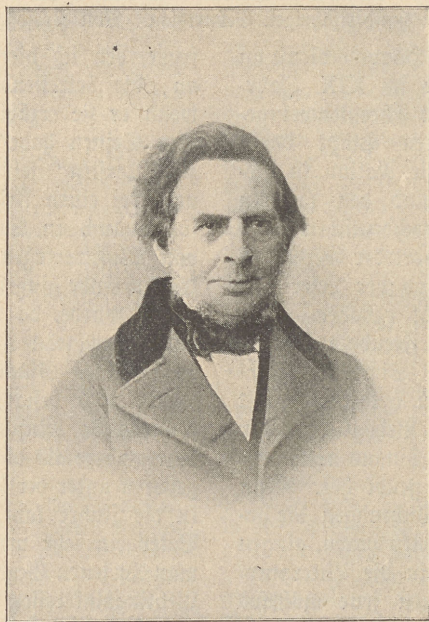
Das waren die Heimatempfindungen, die Karl Simrock durchglühten und die er 1822 auf die Berliner Universität mitnahm. Auch hier hörte er neben den juristischen wieder germanistische Kollegia. Zunächst bei v. d. Hagen, welcher, Jurist von Hause aus und eigentlich ein bloßer Liebhabergermanist, doch das Verdienst hat, die ältere deutsche Poesie nachdrücklich in das akademische Studium eingeführt zu haben. Und später bei Karl Lachmann, welcher 1825 nach Berlin berufen wurde und der jungen Germanistik erstmals eine eigene bestimmte Methode gab, die er aus der klassischen Philologie herübertrug und somit vor allen Dingen auf Textkritik richtete.

Simrock, der inzwischen sein Examen machte und Referendar am Kammergericht wurde, wurde in diese stillgerechten Geleise nicht mehr richtig hineingezwungen. Er blieb mit seinem Interesse dem inhaltlichen Reiz und dem Gegenständlichen der alten Dichtung treu, und im Winter von 1826 auf 1827 machte er sich daran, den köstlichsten Schatz der altdeutschen Heldendichtung, das Nibelungenlied, in neueres Deutsch zu übertragen. Schlegel, v. d. Hagen, Lachmann, alle seine hauptsächlichsten Lehrer, hatten sich mit dem großen Epos beschäftigt, Tief eine Überetzung geplant. In frischem, raschem Zuge vollendet, erschien die Simrock'sche Übertragung schon Ostern 1827. Goethe nahm sie zum Anlaß, die Disposition zu einer Abhandlung über die nunmehr auch ihm näher erschlossenen Nibelungen zu entwerfen, die ihn aufs tiefste packten und bei gewahrter Kritik sogleich mit all ihren Fragen beschäftigten. Treffend sagte er von der Übertragung: „Das Unbehilfliche und Unzulängliche der alten Sprache verliert seine Unbequemlichkeit, ohne daß der Charakter des Ganzen leidet. Der neue Bearbeiter ist so nahe als möglich Zeile vor Zeile beim Original geblieben. Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt.“ Die Wirkung auf das eigentliche Publikum dagegen war nicht sogleich eine durchschlagende. Raschen großen Erfolg haben ja überhaupt meist nur solche Bücher, die der Menge von vornherein „liegen“. Oder es muß ein besonderer günstiger Umstand, ein sehr geschickt angebrachter, zwingender Hinweis nachhelfen. Von Simrock's Nibelungen erschien erst 1839 die zweite Auflage. Aber seitdem wuchs die Wirkung in geometrischen Progressionen durch sich selbst, und heute ist die 50. Auflage längst überschritten.

Es kam auch anderes ablenkend dazwischen: die Juli-revolution des Jahres 1830 in Frankreich, der abermalige Franzosenkult der guten Deutschen und als dessen Trägerin die litterarische Richtung des „Jungen Deutschland“. Simrock selber, der in Berlin im Umgang mit Chamisso und der „Mittwochgesellschaft“ als Dichter mitthat und der mit Heinrich Heine schon vom Rhein her freundschaftliche Beziehungen hatte, feierte das allbewegende Pariser Ereignis in einem Gedichte „Drei Tage und drei Farben“. Der offenerzige und heitere Rheinländer in seiner raschen Impulsivität hatte dabei nur eines vergessen: daß er königlich preussischer Kammergerichtsreferendar war! Schleunige Entlassung aus dem Staatsdienst folgte der Entgleisung dieses wackersten Deutschen.

Er nahm's nicht schwer, kehrte frohgemut heim nach Bonn, fand sich, weit entfernt, nun mit dem preussischen Staat zu hadern und gänzlich zum jungdeutschen Radikalen zu werden, vielmehr erst recht zur preussischen Monarchie, zu deren vaterländischem Berufe zurück und hoffte in neuen Gedichten „das Szepter Karls des Großen in Friedrich Wilhelms Hand“ zu sehen. Das väterliche Vermögen erlaubte ihm, der sich nun auch eine Häuslichkeit gründete, ein gleichermaßen fröhliches und arbeitsames Privatleben in der Universitätsstadt und auf seinem Weingute bei Honnef zu führen. Ähnlich, wie einst der alte Laßberg auf der Meerzburg, sah er die ganze Germanistik und die jungen deutsch gerichteten Dichter bei sich in angeregtem gesellschaftlichem Verkehr oder als gerne aufgenommene Gäste. Die vierziger Jahre kamen, die Rheingelüste Frankreichs, der deutsche Abwehrsturm, Nikolaus Beckers und Schneckenburgers Rheinlieder, das Kölner Dombaufest, die deutschen Programme Friedrich Wilhelms IV. und die erfüllungselige Hoffnung auf Thron von ihm. Da ging unter der Ägide des romantischen Königs der deutsche Sinn so zuversichtlich wie nie durch die Lande und segte das „Junge Deutschland“ hinweg; da ward die Romantik von neuem jung und eroberte in neuen Formen die deutsche Bildung und

alle Bethätigungen des vaterländischen Lebens. In diesen Strömungen fand Simrock's Thätigkeit den rechten Wiederhall. Unermülich übersezte er in diesem und den nachfolgenden Jahrzehnten die Dichtungen der Vorzeit, Dichter und Epiker, darunter Walter, Wolfram, Gottfried von Straßburg, griff auch in die karolingische Zeit zurück und nach dem Norden aus, zur Edda, ferner zum angelsächsischen Beowulf hinüber. Er hat auf diese Weise den ganzen Hauptteil der älteren germanischen Dichtung, stets in der vorhin durch Goethe charakterisierten Weise verfahren, in neueres Deutsch gebracht. Dazu fügte er die Amalungensagen von Ermanarich und Dietrich von Bern in ein, den Nibelungen nachgebildetes Kunstepos, erneuerte die deutschen Volksbücher, sammelte Sagen, Legenden, Sprichwörter, Rätsel, Märchen, Weihnachtslieder, übersezte und erläuterte Shakespears und Tegnér's Fritjoffage, arbeitete mit steigender Vorliebe über deutsche Mytho-



Karl Simrock.

logie. Die Stürme von 1848 besendeten ihn, anstatt ihn erwartungsfroh zu machen. Klarer als die meisten damals erkannte er, daß die vorläufige Verquickung von Demokratie und deutscher Reichsgesinnung unhaltbar sei, hielt erstere auf die Dauer für deutschfeindlich und, weil materialistisch, für kulturfeindlich schlechtthin. Um so höher schlug sein Herz, daß er die große Siegeszeit von 1864 bis 1870 erlebte. In seinen angeblicks der großen Abrechnung gedichteten „Deutschen Kriegsliedern“ von 1870 ließ die helle Freude den fangesfrohen Patrioten Töne finden, in denen sich auf echt rheinische Art der mannhaften Herzenserhebung ein kräftiger Humor des Jornes hinzugesellt. Nichts Schöneres hätte dem treuen Manne an seinem Lebensabend bechieden sein können, als diese Erfüllung, als der alten Kaiserherrlichkeit in verjüngten Formen erneuerte Wiederkehr, und daß er den Geist der stolzen Selbstentfesselung deutscher Kraft noch atmen konnte, der unter des Heldenkaisers und Bismarck's Führung durch das neue Reich ging. Angeblicks der folgen schweren Ereignisse innerhalb der katholischen Kirche, welcher Simrock angehörte, hatte der greise Sohn des einftigen erzbischöflichen Hofmusikus auch den entscheidungsvollen Schritt nicht geschaut, sich vom Vatikan mit loszusagen und zu der treudeutschen Bonner altkatholischen Gemeinde als eifriges und hervorragendes Mitglied hinüberzutreten.

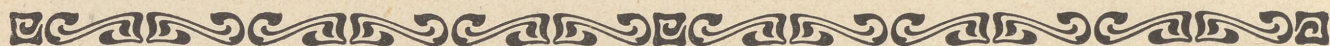


W. R. Müller

Vor dem Gewitter. Nach dem Gemälde von R. Raupp.

Auch in seiner äußeren Lebensgestaltung hatten die letzten Jahrzehnte Veränderungen gebracht. Das Vermögen, das einst den jungen Poeten und Privatgelehrten zu so behaglich gastlichem Hausherrn gemacht hatte, war zurückgegangen, der spontane Niesensleiß des tüchtigen Mannes war dementsprechend nun doch auch zur gelehrten Lohnarbeit und materiellen Notwendigkeit geworden. Dafür hatten sich ihm die Pforten der Hochschule geöffnet, an die der gemäßregelte Referendarius schon früher mit minderm Glück gepocht hatte: 1850 erhielt er die Berechtigung, Vorlesungen über deutsche Sprache und Litteratur zu halten, und 1853 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. Fleißig und redlich wie je übernahm er das Amt und machte ihm schon durch seinen Namen Ehre, wenn gleich nicht verhehlt werden kann, daß die streng wissenschaftliche Germanistik rascher als er geschritten war und er nament-

lich in der Mythologie der Lokung nicht absagen mochte, das ganze, relativ junge und verfeinerteste mythologische System der Edda vom Norden her schlanke auf die alten festländischen Deutschen zu übertragen, deren Götterglaube sich mit jenem doch nur in den ursprünglichsten Grundlagen berührt. Mitten aus Lehrthätigkeit und Arbeit nahm am 18. Juli 1876 der Tod den rüstigen Greis hinweg. Hat er in der Fachgeschichte der germanistischen Wissenschaft, an der sein Herz hing, keinen ganz leichten Stand, so fehlt ihm doch deren Dankbarkeit so wenig, wie die des gebildeten Deutschlands. Denn wie er und kein anderer unserem Volke jene köstlichsten Schätze erstmals erschlossen hat, so hat er eben durch die Brücke, die er zwischen den Deutschen und der Fachgermanistik schlug, auch deren öffentliche Geltung und geistige Machtstellung unfraglich befestigt und erweitert.



Der Welfensteiner Ausritt.

Von Lulu von Strauß und Torney.

„Zu Prag der römische Kaiser, der ist ein Pfaffenknecht,
Er will uns päfflich machen, bei Gott, das glückt ihm schlecht!
Ehe sie uns auf Knieen vor römischen Söhnen sehn,
Eh' wollen von Lehn und Burgen wir heute ins Elend gehn!“

Die steinernen Fliesen klangen, das Kirchtenthor sprang auf,
Es schritten die Welfensteiner zum Hochaltar hinauf.
Des Alten weiße Haare bleichten liebzig Jahr,
Seine Brüder und jungen Söhne folgten Paar um Paar.

Und auf den Stufen knieten sie hin zum letztenmal
Und aßen von Gottes Brode und franken vom Pokal.
Sie beugten ihre Häupter noch einmal stumm und tief,
Wo unterm Wappensteine im Chor der Stammherr schlief.

Am Ring der steile Stiebel mit Schnitzwerk bunt und kraus,
Das ist mit breiter Pforte das Welfensteiner Haus.
Eine Tafel stand bereitet, von weißem Silber schwer,
Schenken und Pagen liefen auf Gang und Stiegen her.

Die Welfensteiner Herren, die traten in das Thor.
Der Alte stand im Saale, er hob den Blick empor,
Er sah auf seine Söhne in Locken jugendbraun,
Er sah mit hellen Augen auf des Geschlechtes Frau'n.

Die standen, stolz erhoben der Scheitel blonden Glanz,
In Sammt und seidnem Mieder, als ging's zu Feit und Tanz.
Ihre blauen Stirnen sprachen von Nächten schlafberaubt,
Aber es weinte keine, und keine senkte das Haupt.

Der Weißkopf nickt' mit Lachen, da er zur Tafel trat:
„Aus Flennen und aus Klagen kommt keine tapfre That!
Wohl standen untre Ahnen in Schlachten weit und breit,
Doch aller Schlachten schwerste, die gilt's zu schlagen heut!“

Und tafelt mit uns morgen der Hunger und die Not,
Seut brechen an elgнем Tische wir eigener Felder Brodt!
Und sollen wir morgen raisten landfremd am Straßenrain,
Seut soll dies Haus am Ringe voll Pracht und Lachen sein!“

Er trank und stürzte den Becher, kein roter Tropfen rann.
Da ging ein lärmend Feiten an breiter Tafel an,
Sie lachten und ertränkten im Weine Zorn und Gram,
Sie lachten und vergaßen den Tag, der morgen kam.

Fackeln und Kerzen lohten in späte Nacht hinein,
Da hob sich schwer vom Stuhle der alte Welfenstein.

Er rief mit starker Stimme: „Nun hat die Luft ein End'!
Und hat ein Ziel und Ende auch unser Regiment!“

Es ward eine große Stille auf und ab im Saal.
Er hob mit beiden Händen den böhmischen Glaspokal:
„Auf unres Hauses Ehre trink' ich zum letzten nun!
An keiner fremden Lippe soll mehr der Becher ruhn!“

Des Glases Scherben klirrten schrill auf des Eitrichs Stein.
Der Alte schritt zur Thüre. „Nun führt den Saft herein!“
Und auf des Saales Schwelle, am Degengriff die Hand,
Ein hagrer welfcher Ritter in dunklem Kleide stand.

„Wo uns die Pfaffen stehlen des reinen Wortes Saß,
Wo Messelböckchen klingeln, da ist für uns nicht Platz!
Der Kaiser hat gesprochen, der Spruch und Schluß ist fest:
Es setz ein fremder Vogel sich warm ins alte Nest!“

Wir lassen Euch die Burgen und Euch die Höfe nun,
Das Silber auf der Tafel, das Linnen in den Truh'n,
Was auf den Wiesen weidet, was lebt mit Huf und Horn,
Den Hirsch in unrem Forsten, im Feld das reife Korn.

Von alle unrem Eigen nehmen wir mit fort
Nur unres Schüldes Reine und Gottes reines Wort.
Bandfeiten, Brief und Siegel, die müssen Euer sein,
Und Euer, Herr, der Schlüssel zu meinem Welfenstein.“

Da neigte sich zur Erde der Welfche höflich glatt
Und griff nach Brief und Schlüssel und pergamentnem Blatt.
Der Alte schritt vorüber ohne Blick und Gruß,
Die Welfensteiner Sippe, die folgt ihm auf dem Fuß.

Sie schreiten fest und herrlich, und keiner sah sich um,
Erbläßt die heißen Stirnen, das kecke Lachen stumm.
Der Letzte nur im Zuge, der fluchte in den Bart.
Ein Knabe wollte weinen, seine Mutter schlug ihn hart.

Scharf strich der Wind der Saisen, die Pforte dröhnte schwer.
Es drängte sich mit Schludzen um Roß und Karren her.
„Um Euch, Ihr meine Saisen und Mannen, ist mir's leid!
Die Pfaffen kommen wieder. Die bringen böse Zeit!“

Verqualmend Kerzenknistern ging durch den leeren Saal.
Auf trüben Becherneigen lag herb die Luft und schal.
Wer kennt noch morgen, was heute landfremd ins Elend fuhr?
Cropfende Regen löschten der Hufe und Räder Spur . . .

Etwa um das Jahr 1630, zur Zeit der Gegenreformation in Böhmen, stellte König Ferdinand II. seine evangelischen Unterthanen vor die Wahl, entweder auf ihr evangelisches Bekenntnis oder auf ihren Besitz zu verzichten. Tausende wanderten damals aus, an ihrer Spitze die Geislichkeit und der evangelische Adel Böhmens.



Ansicht von Erfurt. Reproduziert nach einer Aufnahme der Photoglob Co. in Zürich.

Erfurt.

Zum hundertjährigen Gedenktag der preussischen Herrschaft.

Von Erasmus Muth.

In unserer ernsthafteren Presse werden zuweilen Bedenken laut, ob nicht unser Deutschland von heute zu viele Jubiläen feiere. Mehr Thaten und weniger Jubiläen! heißt es. Wir können, so sehr wir das Bereitsein und die That über alles setzen, die Jubiläenfreude nicht so mißgünstig ansehen. Es ist doch keineswegs so, daß wir bloß vom Vergangenen zehren. Es handelt sich um anderes, und der betreffende Gedenktag ist mehr Vorwand. So allbesiegend ist gewöhnlich das Verlangen nicht, sich in den Inhalt des historisch Erlebten zu versenken, daß darüber die Arbeit ruhen soll. Nein, man möchte nach Jahrzehnten rastloser Thätigkeit auch wieder einmal ein stattliches und fröhliches Fest von lokalem Charakter haben, das vor der Öffentlichkeit eine Art Probe auf den gegenwärtigen Zustand ablegt. Man möchte seine Stadt schmücken, sich stolz ihrer freuen, möchte in schweren Kostümen ehemaliger Ratschöffen und im lichten Ehrenkleide der Festjungfrau einherwandeln, und man hofft, daß der Kaiser kommt, woran sich manchem einzelnen so holde Träume knüpfen . . . Der Grundzug dieser Festfreude und Festlust ist ganz recht. Unser Volk ist in all seinen guten Zeiten freudig und fröhlich gewesen; Freudigkeit und Tüchtigkeit haben einander getragen und gegenseitig ermutigt. Was haben Kaiserhof und Rittertum, später die Städte mit dem anwesenden Reichshaupt und ohne es für Feste gefeiert! Und welche Festbereitschaft lebt in der älteren Kirche! Erst die gedrückten Zeiten haben die Deutschen um ihre farbigen Feste und den Festmut gebracht: die Armut nach dem Dreißigjährigen Kriege, die Verkümmern der Städte unter dem Absolutismus und der wirtschaftlichen Herrschaft des Auslandes. Weil wir die Feste verloren hatten, nunmehr aber in gehobener Zeit wieder selbstfroh genug geworden sind, um sie zurückhaben zu mögen, darum spähen wir in den Geschichtstabellen nach Jubiläumsdaten herum. Wir glauben heute einen historisch motivierten Anlaß haben zu müssen. Den Patriziern der älteren städti-

schen Blütezeit genügte es schon, daß gerade Pfingsten oder ein Armbrustschießen war. Dabei haben sie unendlich viel mehr, als wir, für Feste aufgewendet, und ihre Städte sind drum nur noch stattlicher gediehen. Was ausgegeben wird, wird doch immer auch wieder von jemand verdient. Der Unterschied ist nur der, daß jene Zeit möglichst wenig die öffentlichen Mittel und möglichst ausgiebig den privaten Ehrgeiz heranzog.

Dies alles ganz im allgemeinen von den Festen gesagt, ganz ohne eine Absicht auf Erfurt.

Im übrigen ist es schon ein ganz besonderes Gedanke, daß Erfurt an Preußen kam. Bei dem Namen Thüringen, der allen Deutschen so wert ist, denkt man sonst nicht sogleich an Preußen, sondern in erster Linie an die ernestinischen Staaten, selbst eher an die beiden Keuß, derer wir uns jetzt beider wieder in gleicher Gesinnung erfreuen dürfen, und an Schwarzburgs waldbumrauschte Thalidyllen. Aber Erfurt ist die alte und neue natürliche Hauptstadt Thüringens, ohne

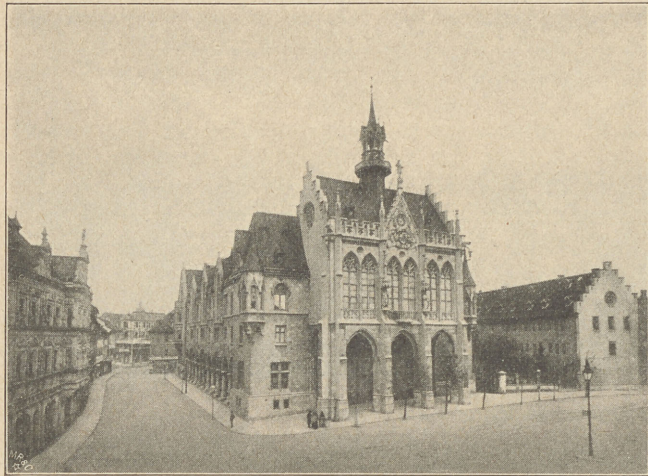
als solche den „Residenzen“ Eintrag thun zu wollen; und daß sie sich seit nunmehr hundert Jahren, mit einer episodischen Unterbrechung, in der Hand des führenden deutschen Staates befindet, das ist nicht nur für dessen mitteldeutsche Stellung, sondern nicht minder für die Stadt selber von größter Bedeutsamkeit gewesen. Sie verdankt diesem Anschluß, daß sie sich, nach erheblichem Rückgang unter dem altreichischen Absolutismus, wieder auf ihre alte Höhe geschwungen und diese noch weit überboten hat, daß sie sich als Mittelpunkt Thüringens,



Das ehemalige Universitätsgebäude in Erfurt.

wenn nicht in geistigen Dingen, so doch in Verkehr und städtischer Bedeutung, erhalten hat und daß gerade sie neuzeitlich mit dem volleren Atemzuge eines großen Staatslebens verbunden geblieben ist.

Solches besitzt das Herzland des Deutschen Reiches sonst ja eigentlich wenig. Thüringen ist voller Geschichte, aber diese behält etwas Idyllisches und Lokales, gleich den poe-



Das Rathaus zu Erfurt.
Reproduziert nach einer Aufnahme der Photoglob Co. in Zürich.

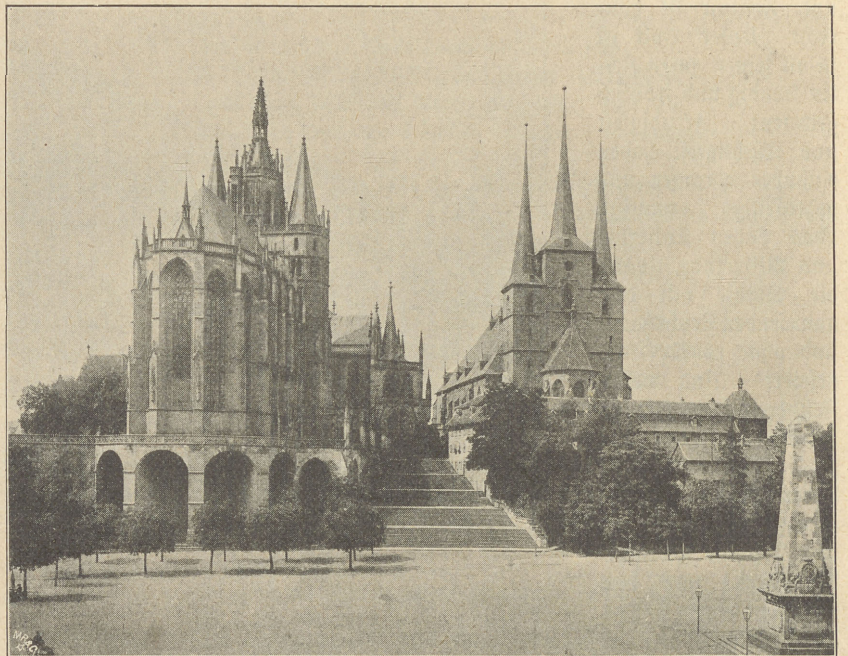
tischen Sagen, die sich um all seine Burgen und reizvollen Städte ranken. Alles Historische nimmt in Thüringen eine wesentlich romantische und litterarisch-poetische Richtung, und an solcher Erinnerung kommt freilich nichts in Deutschland der Wartburg und dem Weimar Karl Augusts gleich. Aber richtig und bedeutend in der großen deutschen Geschichte gestanden hat in Thüringen immer nur eine Stadt und das ist Erfurt.

Hier an der Verästelung des Geraflusses fand schon der angelsächsische Apostel Winfried-Bonifatius, als er die Christianisierung der politisch in das Frankenreich hineingezwungenen Friesen, Hessen und Thüringer durchzuführen unternahm, einen Verkehrsört vor. Die Furt des Flusses steckt in dem ältesten Namen des Ortes Erpbesford, auf dessen ganz gesicherte Deutung wir im übrigen verzichten müssen. Von einer Stadt freilich kann noch nicht die Rede sein. Die Deutschen jener Zeit hatten, so weit sie nicht in ehemaligen Römerorten sich eingerichtet hatten, keine Städte, am wenigsten die alten Thüringer in ihren weiten Waldgebieten mit wenig gutem Ackerboden, die in recht ursprünglichen Kulturverhältnissen wesentlich als Waldbauern und Schweinezüchter hausten. Aber es gab doch gewisse Mittelpunkte, wo man zu öffentlicher Beratung, Götterfeier, Geselligkeit und Tauschverkehr zusammenkam, was alles sich naturgemäß an einander knüpfte. Eben an solche Orte hielt sich dann die missionierende Kirche, baute an die herkömmlichen Thingstätten ihre Gotteshäuser und setzte dorthin geschickte und mutige Geistliche, gleichwie wir heute in halb wilden Kolonialländern unsere Stationen errichten. Erfurt aber erschien dem Bonifaz als der rechte Ort, dort 741 das thüringische Bistum zu errichten. Dieses war jedoch nicht auf die Dauer zu halten. Nach dem Märtyrertode des ersten Waldbischofs ließ man es 755 wieder eingehen, oder vielmehr man vereinigte seine Ausstattung und seinen Sprengel unmittelbar mit dem Erzbistum Mainz, welches, ebenfalls durch Bonifatius, zu dem großen Metropolitansstuhl der deutschen Zukunftskirche ausersehen und erhoben worden war. Auf diese Weise ist Erfurt mehr denn ein Jahrtausend mit Mainz politisch verknüpft geblieben. Es war in jenen alten Zeiten der am weitesten hinausgerückte Außenposten der Mainzer Erzdiözese und zugleich ein wichtiger Stapelplatz des deutschen Grenzverkehrs nach dem Osten, ein Hauptbollwerk der frühmittelalterlichen Reichspolitik gegenüber den Slaven. Denn von Osten her bis zur Saale und selbst

über diese noch hier und da hinaus saßen die Sorben, deren slawische Ortsnamen noch heute das östliche Thüringen erfüllen und gegen die man die Wachttürme und uralten Burgen errichtete, welche als älteste erhaltene steinerne Zeugen der thüringischen Geschichte übrig geblieben sind.

So hat Erfurt als politisch-merkantiler Hauptort Thüringens, der zugleich unmittelbar den mainzischen Erzkanzlern des Reiches unterstand, viel von wichtigsten Ereignissen der deutschen Reichsgeschichte miterlebt, entscheidungsvolle Reichs- und Hoftage in seinen Mauern gesehen. Hier leitete Heinrich I. die Nachfolge seines Sohnes, des großen Otto I. ein, hier zogen in den Kämpfen Heinrichs IV. mit den auffässigen Sachsen und den Gegenkönigen die Heere durch, die sich mehr als einmal auf den Hochebenen Nordthüringens blutig begegnet sind; zu Erfurt unterwarf sich der besiegte große Welfe Heinrich der Löwe dem gewaltigen Staufsen, hier zog Friedrich den von so drohender Höhe gestürzten Mann, den einstigen Jugendfreund, von den Knien empor und gab ihm den von der Reichsacht lösenden Friedensfuß. Aber wiederum zu Erfurt geschah auch das große Unglück, das 1184 Deutschland durch den jämmerlichen Tod so vieler ritterlicher Herren erschütterte. Der römische König Heinrich VI. zog im Auftrage seines kaiserlichen Vaters gegen Polen und versammelte in Erfurt die aufgebotenen Fürsten. Da brach bei der Beratung am 26. Juli der Balkenboden in der Pfalz ein, und die meisten der Versammelten stürzten zwischen Trümmern und bröckelndem Lehmstaub in die darunter befindliche Latrine des Gebäudes. König Heinrich, der Mainzer Erzbischof und Erzkanzler, der amtierende Kanzler Gottfried von Helfenstein hielten sich noch an den Säulen in der Fensterwand fest, aber von denen, die mehr mitten im Saal gestanden, mußten viele Grafen und Edle kläglich da drunten ersticken, ehe Rettung möglich war.

Man hatte in dieser Versammlung Frieden zu stiften gesucht zwischen dem Mainzer Erzbischof und dem Landgrafen Ludwig von Thüringen. Denn begreiflich genug suchten schon seit lange die Landgrafen die wichtigste Stadt des Landes, die ihnen vorenthalten war, den Erzbischöfen zu entreißen. Dann entstand, ungefähr um dieselbe Zeit, da die Landgrafen im XIII. Jahrhundert ausstarben, den erzbischöflichen Stadtherren eine neue Sorge. Es war die Periode



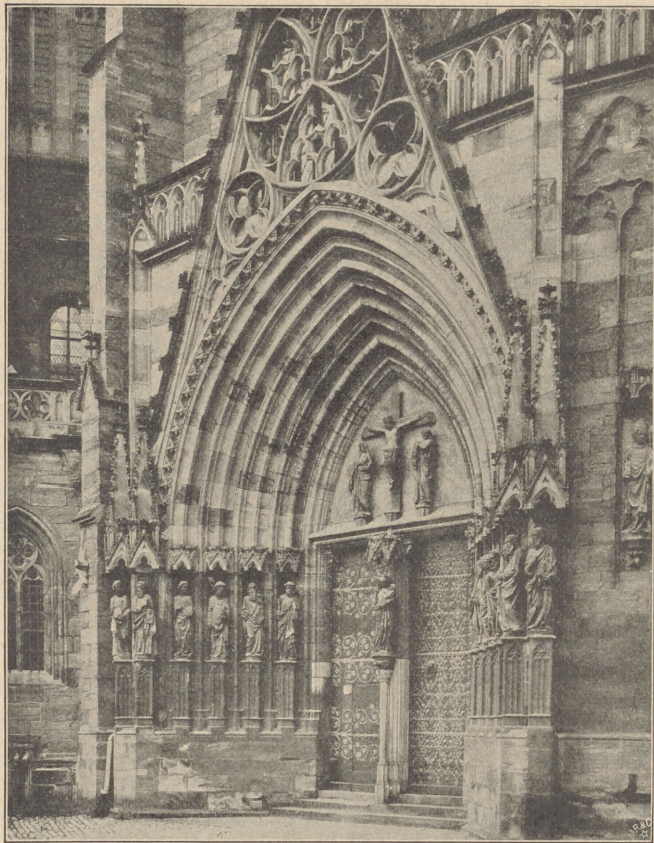
Der Dom und die St. Severikirche zu Erfurt.

eines rapiden allgemeinen Aufschwungs der Städte in Deutschland, und allerorten suchten sich die Bürgerschaften ihren Territorialherren zu entziehen, um als unabhängige republi-

kanische Gemeinwesen selbständige Politik auf eigene Hand oder in Verbündung unter einander zu führen. Das Freiwerden von den Steuern und den Verkehrsabgaben, die die Territorialherren erhoben, ist der Ausgang und der springende Punkt dieser Kämpfe. Vielen gelang es, als Reichsstädte solche Freiheit zu erringen und behaupten; die übrigen, die „Landstädte“, vermochten wenigstens die landesherrlichen Befugnisse mehr oder minder zu beschränken und zu verflüchtigen. Dies war auch bei Erfurt der Fall.

Außer seinem Handel und seiner günstigen Lage zu den thüringischen Verkehrsstraßen besaß Erfurt blühende Woll- und Leinwandweberei. Auch der Gartenbau im wasserdurchströmten Dreienbrunnen, der heute Erfurts Weltruhm ausmacht, war schon mittelalterlich, wenn auch in anderer Art, von Bedeutung. Man baute namentlich den für die Färberei so wichtigen, erst durch die tropischen und noch später durch die chemischen Farbstoffe abgelösten Waid, und die Erfurter Brunnenkresse wurde weithin versandt. Die reiche Stadt brachte ganze Grafschaften und Herrschaften in ihren Besitz, so daß ihr Territorialgebiet das der meisten Reichsstädte übertraf. Die Stadt trat der Hanse bei und zählte zu den volkreichsten von Deutschland. Und, wie sonst nur das große Köln, errichtete sie in Wettbewerb mit Kaisern und Fürsten in ihren Mauern auf eigene Hand schon 1392 eine Universität. Diese schwang sich bald zu einer der besuchtesten empor. Glänzende Namen spätmittelalterlicher Gelehrsamkeit führen uns nach Erfurt; mit der Geschichte des Humanismus sind Stadt und Hochschule aufs engste verknüpft; die berühmten Epistolae obscurorum virorum, der lachende Kampf der jungen Stürmer Guttenscher Art gegen die ängstliche Lichtscheu der überlebten Scholastik, sind von dem erfurtisch-gothaischen Humanistenkreise ausgegangen, und Luther ist Erfurts Schüler.

Freilich über die hohe spätmittelalterliche Städteblüte begannen schon allgemein in Deutschland die Zeiten des Rückganges zu kommen. Die Fürsten, in der großen Mehrzahl materiell gestärkt durch die Reformation und die Einziehung unermesslicher geistlicher Güter, führten solidarisch die Einengung der Städte wie des selbstischen Rittertums durch. Sie gründeten mit studierten Beamten den moderneren Staat, den sie, anstatt mittelalterlich auf Lehnsweisen und Privilegien, auf Autorität und Verwaltung fundierten. In Erfurt gab es, abgesehen davon, daß die Stadt durch Kriege und Brände litt sowie durch die Verschiebung der großen Welthandelsverhältnisse und die Bevorzugung fremdländischer Farbstoffe beeinträchtigt wurde, schwere und langdauernde innere Unruhen, aus denen namentlich der Aufruhr des „tollen Jahres“ 1509 gegen die Mißwirtschaft des Rats allbekannt ist. So kam das wenig mehr als formelle Herrschaftsverhältnis von



Hauptportal des Domes zu Erfurt.

dem westfälischen Frieden durch das Zusammenwirken des Kaisers und des erzbischöflichen Mainzer Kurfürsten diesem nach einer Exekution mit erworbenen französischen Truppen 1664 endgültig unterjocht. Damit zur viel unselbständigeren Landstadt gemacht, als sie jemals im Mittelalter gewesen war, sank sie immer weiter von ihrer Blüte und Bevölkerungshöhe herab.

Dann aber kam um 1800 die Auflösung der alten Reichsverfassung, wobei Frankreich nach Genua und Laune die Trümmer der alten Territorien verteilte. Der Friede von Lunéville 1801 vernichtete die geistlichen Fürstentümer zum Zweck der Entschädigung derer, die auf dem linken Rheinufer Gebiete an Frankreich verloren hatten, und Erfurt nebst dem Hauptteil seines Gebietes wurde an Preußen überwiesen, das am 21. August 1802 seine Herrschaft antrat, welche der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 bestätigte.

Die längst gesunkene Universität wurde in letzterem Jahre aufgegeben. Noch mußten die preussischen Adler wieder weichen, als bei Jena und Auerstädt der Staat Friedrichs des Großen zusammenbrach. Napoleon nahm Erfurt in unmittelbare französische Verwaltung. Es erlebte die Tage der Monarchenkongresse, wo sich die altlegitimen Häupter Europas vor dem Emporkömmling neigten, aber auch die ganze Kriegsheimsuchung der Kontributionen, Pulverexplosionen, Spitalsuchen und zuletzt noch 1813 Beschießung und Belagerung durch die Preußen, welche die Franzosen gleichwohl nicht aus der Citadelle zu vertreiben vermochten. Der Wiener Kongreß gab die von Frankreich bis 1814 gehaltene Stadt dann endlich an Preußen zurück.

Bevölkerungsziffer, Gewerbethätigkeit und Wohlstand der Stadt hoben sich nun unter Preußens Szepter und namentlich noch wieder seit Abbruch der Festungswerke im Jahre 1873 in außerordentlicher Weise. Dabei ist Erfurt, trotz seiner großen und prächtigen Neubauten und neuen Viertel, zugleich eine höchst interessante und altertümliche Stadt geblieben. Der weite Platz mit dem Blick auf Domchor und Severikirche nebst der großen Freitreppe dazwischen ist



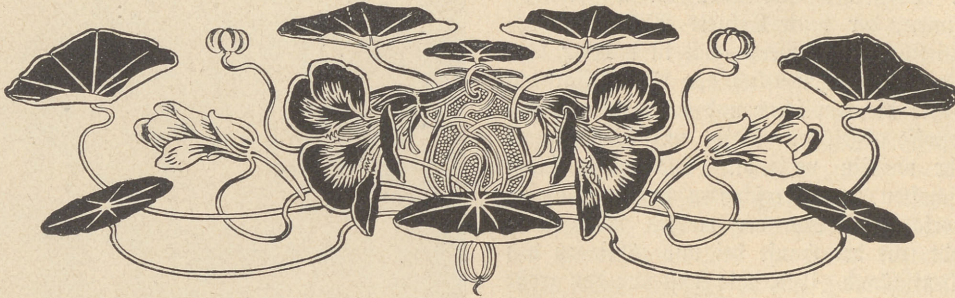
Das Haus „Zum breiten Herd“ am Fischmarkt in Erfurt.

Kurmainz über die der Reformation ergebene Stadt unter neue Gesichtspunkte; und nachdem letztere im Dreißigjährigen Kriege sich zu den Schweden gehalten hatte, wurde sie nach

einzig in seiner Art. Auch die 1321 erbaute Krämerbrücke mit ihren Häusern drauf zu beiden Seiten, so daß man von selbst gar nicht wissen würde, auf einer Bogenbrücke zu wandeln, ist eine Erscheinung, die viel eher an Italien und das alte Paris, als an Deutschland denken läßt. Vieles hat man leider im vorigen Jahrhundert weggerissen, auch das ehrwürdige Rathaus, welches dann 1869 bis 1875 durch ein schmuckvolles, gothisch-neues ersetzt worden ist. Aber in ansehnlicher Zahl ragen noch die Kirchtürme alter Zeit, sowohl der Reformation, wie der katholisch-geistlichen Herrschaft, die

hier, inmitten des protestantischen Thüringens, den Pomp ihrer Kirchenfeste mit besonderer Absichtlichkeit entfaltete. Allenorten in den Straßen gemahnen Fassaden, Bildwerke, Inschriften an die alte tüchtige und zierfrohe Zeit.

Und noch heute steht der steinerne Roland in der Stadt, die ihn an der Stelle, wo vorher ein Marktkreuz den Marktfrieden geschirmt hatte, in den kritischen Zeiten ihrer jüngeren Abwehrkämpfe gegen Mainz als sichtbares Pädium verbriefter Privilegien und städtischen Freiheitsstrebens 1591 errichtet hat.



Eine Luftreise von Lissabon nach Wien.

Eine Reportergeschichte aus dem Jahre 1709 und ihr historischer Kern.

Von Dr. Paul Grabein.

Im Sommer des Jahres 1709 wurde das deutsche Leserpublikum durch ein Flugblatt in gelinde Aufregung versetzt, das von der Naumburger Messe aus weite Verbreitung fand. Es betitelte sich: Nachricht von dem fliegenden Schiffe, so aus Portugal, den 24. Juni in Wien mit seinem Erfinder glücklich ankommen.

Von neuem nach dem albereit gedruckten Exemplar in die Naumburger Messe gesandt.

Anno 1709.

Der Inhalt der merkwürdigen Druckschrift war der folgende:

„Wien vom 24. Juni 1709.

Gestern früh um etwan neun Uhr war alles in hiesiger Stadt in großen Alarm und Bestürzung, alle Gassen liefen voller Leute, und diejenigen, so nicht auff den Gassen waren, lagen in den Fenstern, frugen was zu thun wäre; fast keiner aber konnte dem andern gewissen Bescheid geben, die Leute liefen umher und riefen, der Jüngste Tag wolte einbrechen, andere, man verspührete ein starkes Erdbeben, noch andere, es ließe sich eine ganze Armee Türken vor den Thoren sehen. Endlich kam allen zu Gesichte in der Luft eine unbeschreibliche Menge grosser und kleiner Vögel, welche, wie es anfänglich schiene, um einen gar grossen Vogel umherflogen und mit demselben stritten. Es zog sich aber dieser Schwarm nach gerade weiter herunter und der Erden näher zu, da man sehen kunte, das dasjenige so man für einen grossen Vogel angesehen, eine Maschine war, in Gestalt eines Schiffes mit einem darüber her sich ausbreitenden Segel, welch selbige einen Mann, wie ein Mönch gekleidet, in sich hielt, der mit verschiedenen Schüssen seine Ankunft kund machte. Nach vielen circuitiren, so dieser Luft-Reuter in der Luft machte, sahe man wohl, daß seine Intention war, sich auff einem Plage in dieser Stadt nieder zu lassen, es kam aber unvermuthet ein Wind, der ihn an seinem Vorhaben nicht allein verhinderte, sondern ihn auch an die St. Stephans-Thurm-Spize trieb, und machte, daß sich an derselben das Segel verwickelte, so daß die Maschine daran hangen blieb. Diese Begebenheit verursachte einen neuen Lärm unter dem gemeinen Volcke, welches alles nach dem Thurm-Plage zulieff, so daß wol 20 Menschen in dem grossen Gedränge sollen erdrückt seyn. Den in der Luft verarrestirten Menschen aber, war mit allen den Augen, so auff ihn gafften, nichts geholfen, sondern er verlangte durch Hände errettet zu werden, welche aber zu kurz waren, ihm einige Hülffe zu leisten. Als er nun ein paar Stunden die situation dieser Stadt unter sich betrachten müssen, und sahe, daß ihn von Freunden nicht fonte geholfen werden, ward er ungeduldig, nahm die in der Maschine habende Hammer und Brech-Instrumenta zur Hand, und arbeitete damit so lange, biß der oberste Theil der Spize, so ihm arretirte, herunter fiel, kam dadurch wieder in Flug, und nach einigen Herumschwencken, brachte er sein Luft-Schiff mit grosser adresse ohnweit der Kayserlichen Burg auff dem Plage zu stehen. Gleich wurde eine Compagnie Soldaten von hiesiger Garnison dahin gesandt, um diesen Ankömmling in Schutz zu nehmen, denn er sonst von dem neugierigen Pöbel wäre zertraten worden. Und ward darauff ins Wirths-Haus zum schwarzen Adler gebracht, woselbst er einige Stunden ausruhte, nachmals aber seine bey sich habende Brieffe abgab, und den allhier sich aufhaltenden Portugisischen Abgesandten, auch andern vornehmen Herren, welche ihm die Visite gaben, erzehlte, wie er den 22. Juni, als vorigen

Tages, Morgens um 6 Uhr von Lissabon mit seiner neu-inventirten Luft-Machine abgefahren, unter Wegens grosse Ansechtung und avanturen gehabt, mit den Aldern, Störchen, Paradies- und andern auff Erden unbekanntden Vögeln continuirlich streiten müssen, und ohne die 2 Doppelhacken und 4 Flinten, welche er bey sich gehabt, und eins ums andere abgeseuert, er mit dem Leben nicht würde davon kommen seyn. Als er den Mond vorbei pahrte, sagte er, hätte er wahrgenommen, daß, als man ihn auff demselben ansichtig worden, ein grosser Tumult entstanden. Und weil er nahe vorüber geflogen, und alles sehen und unterscheiden können, hätte er, so viel in Eyle möglich gewesen, observiret, daß Berg und Thal, See, Flüsse und Felder darin wären, auch lebendige Kreaturen, und Menschen, welche zwar Hände hätten, wie die hiesigen Menschen, aber keine Füße, sondern schlichen auff der Erden daher wie die Schnecken, es trüge aber gleich denen Schild-Kröten ein jeder Mensch einen grossen Deckel auf dem Rücken, worin er sich hineinziehen, und gänglich verbergen könte. Und weil solcher gestalt keiner einer andern Wohnung bedürfftig wäre, hielt er davor, daß er auch daher keines einzigen Hauses oder Schlosses in dieser Mond-Welt wäre ansichtig worden. Seines dafür Haltens könne dieses Mond-Königreich, wenn es etwa mit 40 oder 50 Stück seiner erfundenen Luft-Schiffe, deren jedes mit 4 a 5 bewehrten Leuten müste besetzt seyn, attaquirt würde, gar leicht und ohne grossen Widerstand emportiret werden. Ob Zyro Königl. Majest. in Portugal nun zu dieser conquete Anstalt werde machen lassen, wird die Zeit geben.

Was ich sonst von diesem Theseus noch erfahren werde, wil bey nächster Post melden. Die Machine ist in hiesiges Zeug-Haus gebracht.

P.S. So gleich erfahre, daß gedachter Luft-Schiffer als ein Hegen-Meister in verhaft genommen sey, und wol dürffte, nebst seinem Pegaso in ehister Tagen verbrandt werden, vielleicht damit diese Kunst, welche, wenn sie gemein werden solte, grosse Unruhe in der Welt verursachen könte, unbekandt bleiben möge.“

Man wird es begreiflich finden, daß diese Nachricht seiner Zeit außerordentlich Aufsehen in den weitesten Kreisen erregte. Wenn natürlich auch die aufgeklärteren Köpfe an den in dem Berichte enthaltenen Fabeln und Ungeheuerlichkeiten Anstoß genommen haben werden, so war doch das geistige Durchschnittsniveau jener Zeit noch ein so geringes, daß das große Publikum wohl geneigt sein mochte, die ganze Mitteilung in Bausch und Bogen als glaubwürdig hinzunehmen. Aber selbst in den gebildeten und gelehrten Kreisen konnte immerhin von dieser Nachricht noch so viel glaubwürdig erscheinen, daß genug übrig blieb, um die Geister in höchste Erregung zu versetzen. Um so mehr, als gerade jene Zeit sich mit der Lösung des Flugproblems in ganz besonderer Weise beschäftigte, und es sogar zu praktischen Versuchen auf diesem Gebiete brachte.

Man konnte demnach also wohl annehmen, und selbst vom Standpunkt heutiger historischer Forschung aus würde diese Annahme noch berechtigt erscheinen, daß in der That irgend eine Flugmaschine mit einem menschlichen Insassen nach Wien gelangt sei, wenn natürlich auch nicht gerade von Lissabon aus, so doch vielleicht von einer der großen süddeutschen Städte wie Nürnberg oder Augsburg, die

damals mit die bedeutendsten Zentren des deutschen gelehrten und industriellen Lebens waren. Eine Luftreise von Lissabon nach Wien, die freilich heutzutage wohl denkbar wäre, nachdem man bereits Strecken wie erst z. B. kürzlich der bekannte wissenschaftliche Aeronaut Berlin die von Berlin nach Pultava (1400 km) im Ballon durchflogen hat, war damals einfach ausgeschlossen; denn sie hätte Gebirgszüge von mehreren 1000 m Höhe überschreiten müssen, wozu es sowohl an einem geeigneten leichten Gase, wie an den Apparaten zur künstlichen Sauerstoffatmung fehlte, die heute eine Höhenfahrt dieser Art wohl ermöglichen. Es wäre also demnach nur an eine kürzere Luftreise etwa von der gedachten Ausdehnung ernsthaft zu denken gewesen, und daß dem Flugblatte ein derartiges Faktum zu Grunde läge, das hätte man allerdings schließen können aus den so bestimmt angegebenen Einzelheiten der Landung, und den darauffolgenden Begebenheiten. Wenn aber in der That hier ein historisches Ereignis vorliegen sollte, so müßte sich unbedingt in zuverlässigen, zeitgenössischen Berichten eine Erwähnung dieses doch gewiß ganz außerordentlichen Begebnisses finden. Dies ist indessen nicht der Fall. Weder in den Chroniken der Stadt Wien noch in gleichzeitigen Aufzeichnungen von gelehrten Gesellschaften und Privatleuten dortselbst findet sich eine Erwähnung von einer solchen Ballonlandung.

Es bleibt demnach nur der Schluß übrig, daß man es in dem Flugblatt mit der Erfindung entweder eines Spahvogels oder aber eines geschäftlichen Spekulanten auf die Dummheit seiner Mitmenschen zu thun hat. Man könnte wohl geneigt sein, das erstere anzunehmen, und einen geistvollen, satirisch angehauchten Kopf als den Autor dieses Flugblattes vermuten, der etwa im Stile des modernen Jules Verne die fabulierende Beschreibung einer Luftreise unter der Maske des technisch Möglichen habe geben wollen. Indessen ist es doch nicht wahrscheinlich, daß sich das Flugblatt auf diese Weise erklären läßt; denn es hätte der Neigung der damaligen Zeit entsprochen, eine solche Idee in weisheitsvoller Weise, womöglich in Form eines regelrechten Romans zu behandeln.

So bleibt denn nur noch die letzte Annahme übrig, daß man es hier mit einem regelrechten Reportermärchen zu thun hat, das übrigens auch schon in jenen Anfängen des Zeitungswesens nichts Ungewöhnliches mehr war. Für die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme spricht ganz besonders der Umstand, daß der Bericht über diese fabelhafte Luftreise an gewisse Thatfachen anknüpft, die zu jener Zeit schon in weiteren Kreisen bekannt sein konnten, und auf den ersten Blick diesem Bericht in den Augen der Zeitgenossen wohl Glaubwürdigkeit verleihen konnten. Vor wenigen Monaten hatte nämlich der Pater Bartholomeo Lourenco de Guzman in Lissabon dem König von Portugal eine Denkschrift eingereicht, worin er über die Erfindung einer Flugmaschine berichtete, und um Unterstützung zu einem praktischen Versuch damit nachsuchte. Es existiert noch heute ein amtlicher Bericht über diese Eingabe nebst einem eigenhändigen Vermerk des Königs Pedro II., die beide folgenden Wortlaut haben:

„Sire,

Der Licentiat Bartholomeo Lourenco de Guzman gibt an, daß er einen Apparat erfunden hat, um durch die Luft zu gehen, in gleicher Weise, wie man zu Lande und zu Wasser fährt, jedoch weit geschwinder, indem man oftmals zweihundert und mehr Meilen Weges am Tage zurücklegt. Man wird mit dem Apparate weit entfernten Heeres- und Landteilen die wichtigsten Botschaften fast in derselben Zeit übermitteln können, als dieselben expediert werden. Dies hat für Eure Majestät wegen der größeren Entfernungen Ihrer Besitzungen weit größere Wichtigkeit, als für alle anderen Fürsten, da auf diese Weise Mißregierung des Eroberten vermieden wird, die größtenteils durch verspätete Nachrichten von denselben erwächst. Außerdem wird Eure Majestät alles, was Sie bedürfen, viel rascher und sicherer kommen lassen können. Die Kaufleute können rasch Wechsel und Gelder senden und alle belagerten Plätze können jeder Zeit mit Mannschaft, Lebensmittel und Munition unterstützt werden, auch kann man sich aus denselben Personen, welche dies wünschen, kommen lassen, ohne daß es der Feind hindern kann. Man wird die Länder entdecken, welche den Erdpolen zunächst liegen, und die portugiesische Nation wird den Ruhm dieser Entdeckung davontragen und außerdem große Vorteile genießen, die sich im Verlaufe der Zeit ergeben werden. Weil nun aber diese Erfindung viele Unordnungen im Gefolge haben

kann, indem mit ihrer Hilfe viele Verbrechen begangen und manche befördert werden, da man darauf baut, in andere Reiche flüchten zu können, so ist dies zu vermeiden, indem nur einer Person gestattet wird, von dem Erfundenen Gebrauch zu machen, welche jederzeit den betreffenden Befehl zu einer derartigen Expedition erhält, während alle sonstigen bei harter Strafe verboten werden und dem Bittsteller eine Erfindung von so großer Wichtigkeit wohl belohnt wird.

Ich bitte daher, Euer Majestät wolle gnädigt dem Bittsteller das Privilegium gewähren, daß nach Ausführung der gedachter Erfindung niemand, weß Standes er sei, von ihr Gebrauch machen dürfe, zu keiner Zeit in diesem Königreiche oder in seinen eroberten Ländern, ohne Erlaubnis des Bittstellers oder seiner Erben, bei Strafe der Konfiskation seines ganzen Vermögens und sonstiger Strafe, die Euer Majestät zu bestimmen beliebe. E. B. M.“

Verfügung.

„Nach dem Antrage und außer den Strafen füge ich noch die Todesstrafe über die Übertreter hinzu, und um dem Bittsteller noch mehr Antrieb zur Herstellung des neuen Apparates zu geben, und das zu verwirklichen, wovon er spricht, gewähre ich ihm gnädigt das erste vacant werdende Kanonikat in meinen Seminaren zu Barcellos oder Santarem und die Stelle eines ersten Lehrers der Mathematik an meiner Universität zu Coimbra mit 600 Milreis Jahresgehalt, welche ich hiermit neu schaffe, und zwar auf Lebenszeit nur für den Bittsteller.“

(Name des Königs.)

Lissabon, den 17. April 1709.

Der König hat dann in der That dem Gesuch des Paters Guzman entsprochen, und es fand demzufolge der erste Aufstieg desselben einige Zeit darauf in Lissabon statt. Allerdings fällt dieser denkwürdige Tag erst mehrere Wochen nach dem Herauskommen unserer Flugchrift, doch dürfte es wohl nicht zweifelhaft sein, daß die letztere auf dem bereits bekannt gewordenen Flugprojekte des Paters beruht, dessen Verwirklichung man mit Spannung gewiß tagtäglich erwartete. Das dem so ist, scheint mir insbesondere der Umstand zu beweisen, daß neben dem Aufstiegsort Lissabon die Bedeutung des Luftfahrzeuges als Kriegsmittel so stark in den Vordergrund gerückt wird, ganz entsprechend der eigenen Auffassung Guzmans.

Wenn nun auch freilich diese Tatarennachricht von der Raumburger Messe her nur eitel Fabulistik war, so wurde die Welt doch kürzeste Zeit darauf von dem wirklich erfolgten ersten Aufstieg des Luftschiffers in Staunen gesetzt. Dieser fand nach historisch beglaubigten Angaben am 8. August des Jahres 1709 in der Nähe des königlichen Palastes zu Lissabon statt. Der kühne Luftschiffer Pater Guzman erhob sich mit seinem kleinen Ballon von ca. 8 Fuß Durchmesser, der äußerst primitiv aus einem Gerüst von starken Weidenruten und einer Papierhülle bestand und durch heiße Luft über einem Koft zum Aufstieg gebracht wurde. Es gelang ihm, sich bis zu 200 Fuß zu erheben, wo leider das Luftschiff gegen eine Ecke des Palastes getrieben wurde, so daß eine plötzliche, vorzeitige Landung erfolgte, bei der Guzman unbeschädigt davon kam. Der erste Luftschiffer, den so die Geschichte kennt, erhielt von der enthusiastischen Menge den Beinamen l' Dvoador (d. h. „der fliegende Mann“).

Wenn freilich so auch diese erste Luftreise in keiner Weise der abenteuerlichen Vorstellung entsprach, die sich die Flugchrift davon machte, so war sie darum doch ein Ereignis, das die Welt mit Recht in größte Erregung versetzte, und wenn die Flugchrift in ihrem Nachsatz den kühnen Luftschiffer als einen gefährlichen Hegenmeister verbrennen läßt, so hat sie damit nur vielen frommen Wünschen vorgegriffen, die dem Pater Guzman dieses Schicksal gern bereitet hätten. Guzman fand indessen in dem Könige von Portugal einen rühmlichen Beschützer, der ihn den Verfolgungen entzog, ihm, wie schon erwähnt, die Stellung eines Professors der Mathematik zu Coimbra übertrug, und später sogar einen Posten im Ministerium des Auswärtigen verlieh. Hier jedoch gelang es seinen Feinden ihn beim Könige zu verdächtigen, so daß er außer Landes fliehen mußte. Am 18. November des Jahres 1724 verstarb er im Exil zu Toledo, und mit ihm sank die Lösung des Flugproblems ins Grab, die erst gegen Ende des Jahrhunderts, 1783, von den Gebrüdern Montgolfier in Frankreich von neuem gefunden wurde, diesmal aber, um nicht wieder in Vergessenheit zu geraten, sondern um zu einer Erfindung von dauernder und praktischer Bedeutung auszuwachsen.



Der Köter.

Von Arthur Fitger.

Ein Wanderer ging auf seinen Wegen;
Da kläfft' ein Köter ihm entgegen
Gesträubten Haars, das Maul voll Schaum;
Der Wandersmann bemerkt' ihn kaum
Und ging fürbaß und kam heran.
Der Köter weislich sich besann
Und drückte sich bei Seit' und froch

Vorsichtig durch ein Heckenloch,
Bis unser Mann samt seinem Stecken
Vorbei gewandert eine Strecken.
Dann aber kam er dreist hervor
Und kläffte aller Welt ins Ohr:
„Der Kerl ist vor mir ausgerissen!“
Wie heißt der Köter, möcht' ich wissen.

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Bu unseren Bildern.

Mit der bewährten Meisterschaft, die wir an Prof. Karl Naupp in München, dem intimen Kenner der Natur seiner heimischen Gebirge, gewöhnt sind, ist auch sein Bild „Vor dem Gewitter“ auf S. 17 gemalt, das wir heute den Lesern vorführen. Eine prachtvolle Stimmung liegt über dieser Schilderung des unheimlich dunkel getönten Sees, über den Möwen in wildem Flug als Sturmboten dahinschießen, ihre weißen Leiber hell abzeichnend von der nachtschwarzen Wetterwand, die finster drohend vom Hintergrund aus mit Riesenschritten herannaht. Noch viel tiefer berührt uns diese Wiedergabe des entfesselten Tobens der Elemente durch die Darstellung der Personen, die da im schwanken Rachen dem Spiel der vielleicht bald zornig aufbrausenden Flut ausgeliefert sind. Doch mit kräftiger Hand stemmt sich das junge Weib im Kahn gegen das Ruder, ihren schlackförmigen Liebling und die Frucht mühevoller Arbeit glücklich noch vor dem Herannahen des Gewitters dem Gatten heimzubringen, der gewiß schon in banger Sorge am Gestade nach den Lieben draußen ausschaut. Nichts ahnend von der Gefahr spiegelt sich indessen das kleine Dirnlein vergnügt im Wasser.

Rechtzeitig zum Aufgehen der Hühnerjagd kommt Meister Sperlings prächtiges Bild „Vor den Hühnern“ auf S. 11. Das Auge des Weidmanns wie auch das des Laien wird sich erfreuen an der charakteristischen Haltung der beiden edlen Hunde, die regungslos wie aus Stein gehauen und doch in verhaltener, vibrierender Nervenregung vor dem aufgESPÜRten Wild in der Ackerfurche witternd stehen.

Ein echter Blaas ist die vollendete Darstellung der jungen Venezianerin auf dem Gemälde „Bei der Arbeit“ (S. 13). Auf sein modelliertem Halse wiegt sich das so ganz italienische, fein geschnittene Köpfchen der schwarzhaarigen Schönen mit den lachenden dunklen Augen, und anmutig ist das Spiel der zierlichen Finger anzusehen, die mit Nadel und Ninnen eigentlich nur zu fokettieren scheinen. Einen wirkungsvollen Hintergrund zu diesem Bilde sorglos heiterer Jugend in ihrem vollsten Blüten bildet das altersschwache, abgebröckelte Mauerwerk der Wand, an der die junge Nähterin sitzt.

Das Reibeisen.

Auch dieses bescheidene und doch so unentbehrliche Kücheninstrument hat seine Rolle in der Geschichte des künstlerisch ausgestalteten Gerätes gespielt. — Wie einfach in Eisenblech gestanz hängt es heutzutage am Küchensbord, ein Zeichen entschiedenen Rückschlusses; — denn Zweckmäßigkeit, Billigkeit und Gebrauchsfähigkeit genügen heutzutage; die schöne und luxuriöse Ausgestaltung hält man für überflüssig, wenn sie nicht direkt in die Augen springt, d. h. den Salon ziert oder den eigenen köstlichen Korpus als zierendes Ornament einhüllt. Wie sehr dagegen wurde früher Wert gelegt auf die künstlerische Form und die Zierat des Gerätes, und nicht etwa nur der Prunkstücke, die bei feierlichen Anlässen die Tafel zierten, sondern gerade jener Gebrauchsgegenstände in Stube und Küche, mit denen wir täglich in Berührung kommen. Die Küche und alles das, was mit ihr zusammenhing, war der Stolz der Hausfrau, hier empfing sie intime Gäste und hier streckte nach des Tages Mühe der Ehegemahl die müden Glieder unter den mächtigen Eichenstisch. Kunstvoll geschmiedetes Eisen, fein gegossenes Zinn, getriebenes Kupfer und Messing hingen an Gestellen an den Wänden, ausdrucksvolle Krüge, deren Ausguß ein bärziges Männerantlitz wiedergab oder deren Wölbungen kunstvolle Reliefs zierten, standen

auf Borden, und über dem Herdfeuer hing an eiserner Kette der dreibeinige bronzene Sentetopf.

Unter dem Gerät hatte auch das Reibeisen von mancherlei Größe und Form einen Ehrenplatz. — Wie hätte man sonst die zahlreichen getrockneten Wurzeln und Kräuter, die zur Würze der Speisen dienten, dosieren können, wie die teuren Gewürze fein verteilen, die kühne Seefahrer aus dem heißen Afrika oder aus dem fernen Indien holten. — Denn was heute für wenige Pfennige auch des armen Mannes Speise würzt, war vor Jahrhunderten eine Kostbarkeit, die mit Gold aufgewogen werden mußte. So rieb man auf Reibeisen den Zimmt und besonders die Muskatnuß, das köstlichste Erzeugnis der Molukken. — Der Geschäftigkeit des Gewürzes entsprach die Kostbarkeit der Reibe. Sie waren in Holz und Eisenblech geschnitten, häufiger noch in Silber und sogar in Gold gearbeitet. — Sie werden in den Schatzinventaren der Könige und Großen aufgezählt; in den Edelmetallbeständen der Könige von Frankreich z. B. spielen sie von Ludwig XIII. bis Ludwig XVI. eine ständige Rolle. So waren für den Mundgebrauch Ludwigs XIV. sechs Muskatreiber reserviert, vier in getriebenen Silber, eine in Emaille und eine in Lack. —

Eine ganz eigenartige Anwendung fand der Tabakrolle diente. — Das Instrument soll um 1690 aus Straßburg gekommen sein, seiner bedienten sich zuerst und vorzüglich die Soldaten, man nannte es „Räpe à tabac“ oder „Grivoise“. — Der Name leitet sich ab von „Grivois“, einem Synonym für Soldat, insbesondere für Marodier.

Die Grivoise führte sich bald bei Hoch und Niedrig ein, sie wurde ein Taschenuß wie heute etwa die Cigarrentasche, daher bemühte sich auch die Kunstindustrie jeder Art, sie möglichst praktisch und geschmackvoll zu gestalten. Man kennt Tabakreiben in Holz und Eisenblech geschnitten, sowie in Fayence von Rouen. Künstler wie Landin und Nouailhier in Limoges schufen köstliche Stücke in Emaille, man schnitt sie in Eisen und goß sie für den Handgebrauch des gemeinen Mannes in Kupfer und Erz. — Die Dekoration dieser Reibeisen ist äußerst verschieden. Galante Szenen für den Cavalier, Momente aus dem Volksleben für den Bürger, Darstellung drastischer Witze, Wappen, Namenszüge, kernige Sprüche wechselten in bunter Reihe. — Selbstredend ist die Grivoise ein beehrtes, gut bezahltes und — viel gefälltes Sammelobjekt. Die am häufigsten vorkommenden, in Eisenblech geschnittenen Deckel sind meist echt, dagegen sind die Stücke aus Limousiner Emaille oder aus Fayence, sowie die Bronzen sehr vielfach geschickte Pariser Fälschungen neuester Zeit. — Den schönen Bronzebeutel z. B. mit dem Tabak reibenden Soldaten, der sich früher in der Sammlung Alphonse Marc-Lencier befand, traf ich schon öfter im Berliner Antikenhandel in vorzüglicher tiefgrün patinierter Nachbildung zu hohen Preisen angeboten. M. Kirnis.

Der Maximilian-Harnisch.

Noch vor wenigen Jahren bezeichnete man die in der Zeit der Frührenaissance entstandenen, schön kannelierten Rüstungen als Mailänder Arbeiten. In manchen Museen geschieht das selbst heute noch. Aber besonders durch die Beschau- und Messermarken war leicht zu erweisen, daß man es hierbei fast durchgehend mit Erzeugnissen deutscher Waffenkünde zu thun hatte, und zwar hauptsächlich mit solchen von Nürnberg und Augsburger Meistern. Der verdienstvolle verdientvolle Wendelin Böheim sprach daher auf Grund seiner Beobachtungen die bisher allgemein als richtig angenommene Ansicht aus, diese kannelierten Harnische seien so plötzlich entstanden, daß sie ihre Form nicht einer natürlichen Entwicklung, sondern einem „imperativen Eingriff“ zu verdanken haben müßten. Böheim behauptete geradezu, Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, sei der Erfinder dieses Harnisches und habe ihn auch sehr schnell allgemein eingeführt. Die Folge war, daß man in den Kreisen der Sammler und Liebhaber der Mailänder Harnisch nunmehr Maximilian-Harnisch nannte.

Kürzlich hat nun v. Ehrenthal, unterstützt durch ein reiches Material von Abbildungen, an der Hand von historischen Thatsachen nachgewiesen, daß der sogenannte Maximilian-Harnisch keineswegs so plötzlich entstanden ist, wie Böheim behauptete. Durch Vergleichung historischer Trachten konnte er zeigen, daß in der Zeit der Frührenaissance zwischen der bürgerlichen Kleidung des Vornehmen und dem Eisenkleide des Ritters eine überraschende Ähnlichkeit bestand. Während der Harnisch hervortretende Kannelierungen zeigt, finden sich auf Brust und Rücken des Bürgerkleides eine Anzahl senkrecht laufender, geriffelter Fältchen und Nähtchen, die sich im Laufe der Jahre so vermehren, daß die Zwischenräume zwischen ihnen immer kleiner wurden. Der Plattenharnisch zeigt aber in der Übergangsperiode von der Gotik zur Renaissance auf seiner Oberfläche dieselben kleinen Fältchen (Kannelierungen), die in der Frührenaissance noch ziemlich weit aus einander liegen, dann aber immer dichter und enger neben einander auftreten. Und dabei kann man genau beobachten, wie durch viele Jahre hindurch das schwerfällige Eisenkleid der Mode des leichten Bürgerrodes folgt und zum Teil dessen Formen entlehnt.

Nach v. Ehrenthals Darlegungen muß man jetzt darauf verzichten, Kaiser Maximilian I. als den Erfinder jener schönen Harnische zu bezeichnen. Auch die Kannelierungen finden jetzt eine ganz andere Erklärung als vormals. Die meisten Forscher waren bisher der Meinung, diese Kannelierungen seien an den Rüstungen angebracht worden, um diesen größere Widerstandsfähigkeit gegen den Hieb zu verleihen. Jetzt sieht man, daß sie ihr Dasein lediglich einer Laune der Mode verdanken. Merkwürdig ist dabei nur, daß es eine deutsche Mode war, der sich vor 400 Jahren die gesamte europäische Ritterschaft bereitwillig gefügt hat. Dr. A.

Notizen.

Als erster nachweisbarer Druck Gutenbergs hat sich ein Kalenderfragment ergeben, das vom Bibliothekar Dr. Zedler in Wiesbaden aufgefunden worden ist. Die Fixierung des Datums dieses Fragments erfolgte im astronomischen Recheninstitut zu Berlin. Die notwendigen, auf Sonne, Mond und Planeten sich erstreckenden Rechnungen für die vier ersten Monate des Jahres 1448 führten die Professoren Bauschinger und Stuhlenoth aus.

Ansichtskarten. Mit Verlin. Verlag von J. Spiro, Berlin, No. 49. — Der ersten Serie von 56 Berliner Ansichten in Postkartenform, welche in Nr. 38 des Sammler-Daheim besprochen wurden, hat der rührige Verleger eine zweite Reihe von 50 Blättern folgen lassen. Enthielt die erste Serie weitlich älteste Ansichten, beginnend etwa mit 1500, so legt die zweite den Schwerpunkt ins XVIII. Jahrhundert. Sie umfaßt die Zeit von 1690 bis 1820, sendet aber Ausläufer bis in das letzte Drittel des abgelaufenen Säkulums. Da finden wir alte, liebe Bekannte aus der Schüler- und Studentenzeit: Die ehemalige Herkulesbrücke (Villa Nova), die Schlossfreiheit und den alten Dom, das Viktoria-theater u. s. w. Werden nun auch einzelne Karten sicher vielfach aus Berlin herauszuwachen, so sind beide Folgen doch eigentlich bestimmt und auch wert, als Gesamtwerk gekauft zu werden! Die Ansichten in Originalen zusammenzubringen, ist selbst für den kapitalträchtigsten Sammler unmöglich, da viele Blätter sich als Unika in Besitz des königl. Kupferstichkabinetts und des Märkischen Proo.-Museums befinden — aber auch Ansichtskarten führen ein ephemeres Leben, und in wenigen Jahren dürfte es schwierig sein, die Spiroschen Reproduktionen komplett zu erhalten, daher — jetzt kaufen! Der Preis der Serie 2, in Mappe, beträgt nur 3,50 M. bei Franko-Zusendung. M.



Tabakskreibe in Buchs geschnitten. Um 1700.

Hausgarten.

Blumen trägt auf allen Wegen
Kings die Welt, die blütenvolle;
Wer nur will, sei nicht verlegen,
Wo er Kränze winden wolle.
Ausgestrent an allen Pfaden
Ist der Wahrheit Saatenfegen:
Wer nur sucht von Gottes Gnaden,
Findet sie an seinen Wegen.
Anastafus Grün.

Narzissen.

Der Sohn des Flußgottes Kephissos, mit Namen Narzissos, ein besonders schöner Jüngling, verliebte sich, so erzählen die griechischen Dichter, als er einst in einer klaren Quelle sein Spiegelbild sah, in sich selbst und verischmachtete in Sehnsucht nach sich. Das war, fügen einige bei, die Strafe dafür, daß er sich gegen die Jungfrauen allzu spröde erwiesen hatte. Nachdem er sich zu Tode geschmachtet hatte, entsproßte aus seinem Leib eine wunderschöne Blume — die „Narzisse“. Das war Narzissus poeticus, die Dichternarzisse, unsere allbekannte Gartennarzisse, die durch ihre Eigenschaften, die leuchtende, reine Farbe, die regelmäßige, elegante „Stern“-form mit der delikate gezeichneten Nebentrone und dem kräftigen und doch feinen und angenehmen Geruch, wohl die dichterische Phantasie reizte kann. Auf die Alten muß diese Blume besonderen Eindruck gemacht haben, der nach der Sage auch wohl tragische Folgen hatte. Die schöne Persephone ließ sich durch eine schöne Narzisse verleiten, sich von ihren Gespielinnen zu trennen; darauf hatte Hades, der Gott der Unterwelt, eben gewartet — sie mußte mit ihm ziehn. Dieser Sage liegt wohl der Sinn zu Grunde, daß man Respekt hatte vor dem betäubenden, einschläfernden Geruch der Narzisse. Immerhin ist's nicht räthlich, eine größere Anzahl derartig kräftig duftender Blumen über Nacht in Schlafträumen zu belassen. Die Dichternarzisse verdient einen Platz in jedem Garten. Auch wenn man von den mancherlei Abarten, die man gezüchtet hat, z. B. der gefüllten, rein weißen Form, absteht, erfreut man sich an der Stammform jedes Früh-

jahr aufs neue. Sie ist auch eiferüchtig auf ihre bevorrechtete Stellung; sie gesteht einer etwas anpruchsvoller auftretenden Base nur den Namen *N. Pseudo-Narzissus*, d. h. unechte Narzisse, zu. Dies ist die goldgelb leuchtende, mit langer, trompetenartiger Nebentrone ausgestattete, aber des Wohlgeruchs entbehrende Art, die auch häufig in den Gärten angetroffen wird (vgl. Abb. 1). Eine andere Base freilich hat sich den Namen *N. incomparabilis*, „die unvergleichliche“, erworben (Abb. 1); sie blüht schwefelgelb mit goldgelber Nebentrone und ist wohlriechend. Sind die beiden erstgenannten auch in Deutschland und der Schweiz einheimisch und demgemäß im Garten unbedingt ausdauernd, so hat die letztere in den südlicheren Ländern, Italien, Südfrankreich, ihre Heimat und muß dementsprechend bei uns in Gärten über den Winter eine gute, warme Schutzdecke erhalten. Dasselbe gilt auch von den anderen südlichen Arten, den *N. Jonquilla* und

palmen, die sich sehr schön ausnehmen (bei starker Kälte empfindlich!). Ferner die verschiedenen Arten Kirschlorbeeren, wie *Prunus Laurocerasus Schipkaensis* mit seinen Abarten, die sich namentlich in den letzten Jahren für diesen Zweck bei uns gut eingeführt haben. Die letztgenannten zeigen ein dunkelgrün glänzendes schönes Laub und wachsen mehr in die Breite als in die Höhe. Endlich wären noch die *Juniperus*- und *Taxus*-Arten zu empfehlen, wie denn auch *Buxus* eine halbschattige Lage gut verträgt. Zur Anpflanzung in schattigen Lagen möchte ich nur unbeschnittene Formen empfehlen; sie sehen weniger steif aus und passen sich um so eher der Natur an, namentlich dann, wenn die genannten Pflanzen nicht in Gruppen zusammengestellt sind, sondern mehr aufgelöst, hainartig, erscheinen. Beste Zeit für Anpflanzung der Sträucher: von Ende August bis Ende Oktober und von Anfang April bis Ende Mai. Paul Zuraß.

Die Reife der Wachsbohnen.

Dem Gartenfreund, welcher eine gute Wachsbohne angebaut und dabei nicht die übliche Erfahrung gemacht hat, daß die Früchte leicht hart wurden oder nur klein blieben, wird viel daran liegen, Samen für die künftige Aussaat zu ernten. Diese mißrät sehr oft, sei es durch Mangel an Feuchtigkeit, sei es durch frühzeitigen Frost. Gerade die Schote der Wachsbohne verlangt lange Zeit zur Reife. Einige Winke dürften willkommen sein. Man wähle die Flageolet-Wachsbohne (Abb. 4, aus dem Preisbuch von F. C. Heinemann, Erfurt). Sie reift verhältnismäßig am schnellsten. Sind die Ranken der Pflanzen, deren Schoten man zur Samengewinnung verwenden will, so kräftig geworden, daß sie die ganze Stange einnehmen, dann kürze man sie in der Spitze, um den Saft den Schoten zuzuführen und die Reife zu beschleunigen. Sind letztere, besonders die am Boden hängenden dick und weißlich-gelb, dann ziehe man die ganze Pflanze

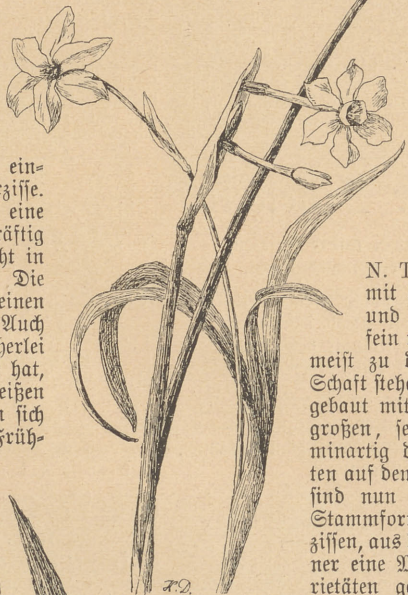


Abb. 2. *Narzissus Tazetta*.

N. Tazetta (Abb. 2), jene mit bünjenartigen Blättern und kleinen, gelben, sehr fein riechenden Blumen, die

meist zu drei auf einem Schaft stehen; diese derber gebaut mit vielen mittelgroßen, sehr kräftig jasmintartig duftenden Blüten auf dem Schaft. Dies sind nun die wichtigsten Stammformen der Narzissen, aus denen die Gärtner eine Menge von Varietäten gezüchtet haben. Wer die Narzissen zwischen den anderen bekannten frühen Zwiebelblüheren, den Hyazinthen, Tulpen,

Krokus u. s. w. sieht, wird geneigt sein, ihnen den Preis zuzuerkennen, — sie tragen ihre Vorzüge ohne alle Annäherung. — Ein zierliches, sehr fein duftendes Blümchen, das sich neben den genannten wohl sehen lassen darf, ist die *Triteleia uniflora*, ein rosa oder violett angehauchter Stern (Abb. 3); sie paßt gut für kleine Gruppen. S. P., W.

Immergrüne Pflanzen für schattige Plätze.

Sehr oft steht der Gartenfreund ratlos da, wenn es sich darum handelt, halbschattige oder gänzlich im Schatten liegende Plätze, z. B. an hohen Hecken oder unter alten Parkbäumen, passend zu bepflanzen! Ich möchte mir gestatten, auf einige immergrüne Pflanzen, für schattige Lagen passend, hinzuweisen. Da sind zunächst die *Mahonia Aquifolium* oder *Berberis Aquifolium* mit schönen, glänzenden Blättern, dann die *Ilex* oder *Stech-*



Abb. 1. Oben *Narzissus Pseudo-Narzissus*; unten *Narzissus incomparabilis*.



Abb. 4. Stangenbohne, Flageolet-Wachsbohne.

mit den Wurzeln aus dem Boden, lasse aber die Ranken ruhig an der Stange. Der Reife- prozess geht dann um etwa 14 Tage früher von statten und die Bohnenkerne büßen nichts von ihrer Keimkraft ein. **Adi.**

Papaver umbrosum.*)

Dieser Papaver, zu den einjährigen Mohn- arten gehörend, ist so herrlich und reichblühend, daß er es verdient, dem Gartenfreunde näher bekannt und mehr verbreitet zu werden. Andere Mohnarten sind schon des öfteren in den verschiedensten Zeitschriften empfohlen, aber für diesen allerliebsten Mohn hatte man bisher kein lobendes Wort. Obwohl sich die Verwendungswiese dieses Mohns zu einer vielseitigen gestaltet, indem er als Beet- pflanze wie auch in lichten Gehölzgruppen angepflanzt werden kann, so ist er doch be- sonders schön zur Binderei und zum Ein- stellen leichter gefälliger Vasenkränze. Die graugrüne, krause Belaubung dieses Mohns bedeckt flach den Erdboden, während sich die, auf etwa 50 cm hohen Stielen ge- tragenen, scharlachroten, mit vier großen Punkten versehenen Blumen prachtvoll da- von abheben. Die Blumen dieses Mohns, wie auch die anderer Mohnarten, schneidet man, um die Haltbarkeit der abgeschnit- tenen Blumen zu verlängern, wenn sie eben anfangen, sich zu öffnen. Dieser Mohn ist vollständig winterhart, weshalb ich auch Mitte August eine Ausfaat im Freien mache und die Pflänzchen, sobald genügend er- starckt, in etwa 25 cm Entfernung an ihren Bestimmungsort pflanze. Diese Pflanzung beginnt Anfang Mai mit dem Blühen und der Flor dauert dann ziemlich lange. Eine zweite Ausfaat mache ich im Frühjahr mit den anderen Sommerblumen zugleich, eben-

*) P. vom lat. papa = Papp, Kinderpeise, verum = wahr, weil „wahres“ Schlafmittel der Kinder; umbr. lat. = schattig.

falls gleich ins freie Land. Der Flor be- ginnt dann im Hochsommer. Auf diese Weise liefert uns dieser Mohn von Mai bis Herbst die herrlichsten Schnittblumen.

Alfred Bier, Oerlinghausen.

Gartenapotheke.

Gemüsepflanzen als Arzneipflanzen. Spinat soll eine direkte Wirkung auf die Nieren haben, ebenso Löwenzahn, grün genossen. Spargel reinigt das Blut, Sellerie wirkt besonders auf das Nervensystem und heilt Rheumatismus und Neuralgie. Tomaten sind gut für die Leber. Gelbe und weiße Rüben reizen den Appetit, Bittich und Gurken wirken kühlend.

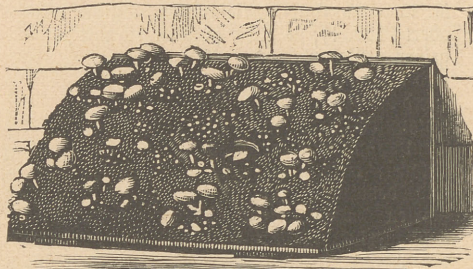


Abb. 5. Champignonbrut. (Aus der von J. C. Schmidt, Erfurt, umsonst zu beziehen- den Champignonkultur-Anweisung.)

Knoblauch und Oliven besitzen starke medizinische Kräfte, sie stimulieren (regen an) die Blutzirkulation und ver- mehrten die Absonderung des Speichels und des Magen- saftes. Zwiebeln sind ein vorzügliches Heilmittel bei Schwächezuständen der Verdauungswerkzeuge.

Gartenpost.

Frage: In Nr. 29 des Dabeims habe ich den Aufsatz über die Champignonzucht gelesen, und da ich mich dafür interessiere, möchte ich gern noch einige Aus- kunft darüber haben. Bereits früher habe ich schon eine Anlage gemacht, allerdings nicht nach dieser Vor- schrift. Dabei hatte ich sehr schlechten Erfolg; lag es an der Anlage oder an der Brut — ich kann es nicht sagen. Doch dies sollte mich nicht abschrecken, es noch- mals zu versuchen, wenn ich nur die Hoffnung haben könnte, etwas zu erreichen. In unserem Keller werden

Kartoffeln aufbewahrt; doch ist er im Winter nicht zu kalt, im Sommer hübsch kühl. Gegen die Mäuse dachte ich Drahtgitter anzubringen, gibt es sonst noch Feinde? Können Sie mir angeben, wo ich gute, brauchbare Brut bekommen könnte? Und wie ist es dann später? Kann ich die Brut wieder gebrauchen, eventuell daraus neue züchten? Dann las ich, man könne statt Pferdewürmer ausgekochten Hopfen nehmen: was halten Sie davon? **H. Brenther.**

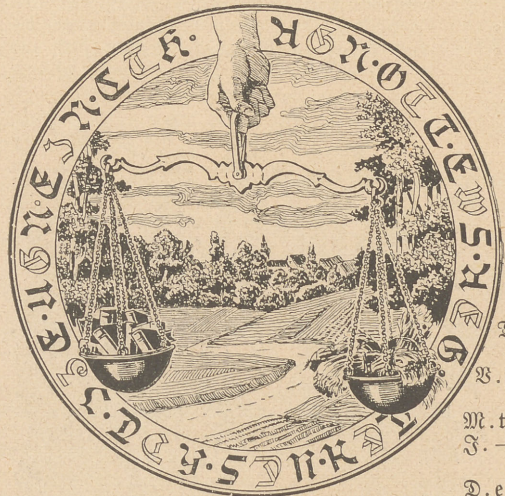
Antwort: Wenn Sie rationell Champignonzucht treiben wollen, müssen Sie vor allem dafür sorgen, daß die Temperatur in Ihrem Keller nicht unter und nicht über 13° N. steigt. Sollte die Temperatur über 13° sein, so müssen Sie für Ventilation sorgen. Zur Anlage ist am besten kurzer Pferdewürmer zu verwenden, der- selbe muß jedoch vorher 6—8 Tage zur Fermentation aufgesetzt werden. Durch diese Gärung wird der Dünger aufnahmefähiger und tötet zugleich die im Miß- stand vorhandenen Hefepilze und Schwammsporen. Wahrscheinlich wird die Brut, welche Sie verwendet haben, von einem schon abgeernteten Brutbete ent- nommen worden sein. Das Anwenden von abgetrockneten Hopfen ist nicht zu empfehlen, da diese nur kurze Zeit warm halten. Die Brut können Sie z. B. bei Strauß & Vanzenmacher in Ulm oder bei Fr. Grüne- wald in Josten oder bei J. C. Schmidt in Erfurt be- ziehen. Die Anlage der Champignonbete geschieht wie folgt: Anlegen von festgetretenen Misthügeln in der Höhe von 25 cm. Die Brut darf nicht zu tief ge- legt werden, etwa Handbreite; sollte sie in der Zeit von 8 bis 10 Tagen nicht kommen, so werden in den Hügeln Löcher gemacht und heißes Wasser ein- gegossen. Nach dem Keimen ist 5 cm hohe feuchte Rasenerde aufzubringen. Gegen Kellerschimmel und Schnecken werden am besten Kohlrabi oder Kar- toffeln ausgeblüht und gelegt, die hohle Seite nach unten, so daß sich die Schädlinge darunter ansammeln. **Ph. S.**

Frage: In einem Garten habe ich Himbeer- bäumchen gesehen, die ziemlich hoch und oben rund waren, ähnlich wie Lorbeerbäume; sie waren gut mit Früchten behangen und schienen keine Ausläufer zu haben. Wie werden dieselben gezogen? **Abonnetin im Vogtland.**

Antwort: Hier kann nur eine Himbeersorte in Frage kommen, nämlich Schaffers Kolossal. Das Ver- fahren, einen Hochstamm zu ziehen, ist ein sehr miß- sames. Ausläufer bildet Schaffers Kolossal überhaupt nicht. Am aufgeschlossenen Wurzelstock pinziert man die Vegetation auf eine gewisse Höhe. Dadurch treibt die Pflanze seitlich wieder aus. Dann wird wieder pin- ziert (= abgeknipst) und dies Verahren den ganzen Sommer hindurch fortgesetzt. Damit kann eine Krone von Fruchttruten erzielt werden, welche im nächsten Jahre einen hübschen Fruchtbehang zeigt. Das Kunst- stück dauert natürlich nur immer zwei Jahre und des- halb muß man immer für Ersatz sorgen, sonst ist es mit der alljährlichen Ernte nichts. **Adi.**

In unserer Spielecke.

1. Problem: Die Waage.



2. Rätsel.

Ob für das Dasein wohl genügte
Nicht schon der Friedensförder Zahl,
Daß unheimlich hinzu sich fügte
Das Rätselwort mit seiner Dual!

Sein Wesen ist so fremd uns Laien,
Der grimme Feind hält sich versteckt,
Er droht im Haus, er droht im Freien
Und wird doch nicht von uns entdeckt.

Laß von den ersten Silben weichen
Den Kopf, je einen Laut nimm fort!

Gibst du dafür zwei andre Zeichen,
So steht vor dir ein neues Wort.

Wie günstig ist dadurch verwandelt,
Was eben uns mit Angst erfüllt,
Und nun, verständnisvoll behandelt,
Sogar nicht selten Schmerzen stillt.

Ward es auch höher wohl gehalten
Als unsre Großmütter noch jung,
Leicht nicht besondern Reiz dem Alten
Zuweilen die Erinnerung?

M. Sch., Kassel.

3. Ergänzungsaufgabe.

- W. s — l. r. n — h. t — u. ch. —
- a. l. s — u. j. e — k. n. r —
- D. e — p. e. f. j. e — G. f. h. h. e —
- l. h. t — m. n — j. —
- B. r — a. l. m — u. d — v. r. r. ut —
- f. d — j. e — n. t — m. d. —
- M. t — v. t. r. l. d. j. r — G. n. a. o. ie —
- F. — e. n. r — G. u. e — j. e. l. e — jü. ft —
- d. e — f. a. e —
- D. e — V. h. r. r. n — d. m. t — b. g. m. n —
- j. e — m. i. t —
- N. u — h. ö. — j. — m. n — l. b. s —
- K. d — u. d — j. g. —
- M. r — w. e — d. s — K. j. s — e. j. z —
- g. — B. d. — h. ft —
- D. r — h. i. t — P. n. — G. n. . . h —
- f. t — d. s — f. e. e — M. d. en —
- G. t — m. i. t — d. e — L. r. r. — n. n —
- ü. e. l. g. s —
- W. — p. l. g. — d. r — P. . . j — z. —
- r. f. d. r. n — K. th. . . n —
- W. — w. h. t — e. — d. . n — w. n —
- e. — n. . . t — u. t. r. w. g. —

- J. — K. l — f. l. t — g. e. h — d. e —
- U. tw. . t — j. — g. . j — r. . ht. —
- B. f. i. d. . — e. — v. n — F. ä. l. . . s —
- V. p. n — f. a. .
- N. . h — d. . f. s — i. t — z. — w. . j. n —
- n. . h — f. h. — w. ch. . g —
- W. s — i. . — e. — d. . t — u. d — w. l. . e. —
- i. . — j. n — K. . g —
- D. s — M. d. . . n — ft. . zt — m. t —
- f. hr — b. t. et. er — M. . n. —
- U. d — F. ä. l. . . — j. g. — w. . — z. g. . ft —
- D. — d. n. — j. —
- G. — i. t — d. . — D. . rj. — v. n — d. r —
- M. rg. r. n. —
- K. f. — t. iu. ph. . r. . d — K. th. . en —
- Sc. m. dt — T. ble. u —

Auflösungen der Rätsel und Auf- gaben in Nr. 45.

- 1. Einfach-Rätsel.
- Ring 1.
- Das Glück steht auf einer Kugel.
- Ring 2.
- Wenn das Glück anpocht, soll man ihm aufstun.
- Ring 3.
- Das Glück schenkt nichts, es leihst nur.
- Ring 4.
- Glück ist blind und macht blind.
- Ring 5.
- Glück und Glas, wie bald bricht das.
- Ring 6.
- Jeder ist seines Glückes Schmied.
- 2. Rätsel. Kaffeemühle.
- 3. Silberrätsel. Pöjamentier.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückendung **unberlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Ph. S. Pantenius** und **Ganns von Sobelth.** — Für die Redaktion verantwortlich: **Ph. S. Pantenius** in Berlin. Briefe nur: **An die Dabeim-Redaktion** in Berlin W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen nur: **An die Dabeim-Expedition** (Welhagen & Klasing) in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der **Dabeim-Expedition** (Welhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von **Fischer & Wittig** in Leipzig.

Ein Geschenkbuch für jeden Jagdfreund.



Abb. 38. Langhaariger deutscher Vorstehhund.
Aus „Die Jagd“ von Fritz Skowronnek.

Der Wind pfeift über die Stoppeln. Die Jagd geht auf —

Hektor wartet ungeduldig wie sein Herr. Beiden steckt's um diese Zeit im Blute.

Aber sie müssen beide noch etwas Geduld haben. Und da kommt zur rechten Zeit ein gutes Buch ins Haus geflattert, an dem der Herr seine Freude hat und das auch dem Hektor zu gute kommen wird, seiner Erziehung nämlich. Das Buch heißt kurzweg „Die Jagd“ und ist ein Band der Illustrierten

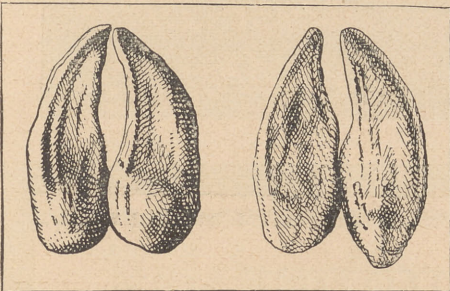


Abb. 84. Fährten: Hirschtritt, Tiertritt.
Aus „Die Jagd“ von Fritz Skowronnek.

daß er seine Sache aus dem ff versteht!, beweist jede Seite des Buchs. Er bringt nämlich nicht nur des Fesselnden und Interessanten überraschend viel, er ist auch ein amüsanter Plauderer mit kerngesundem Humor.

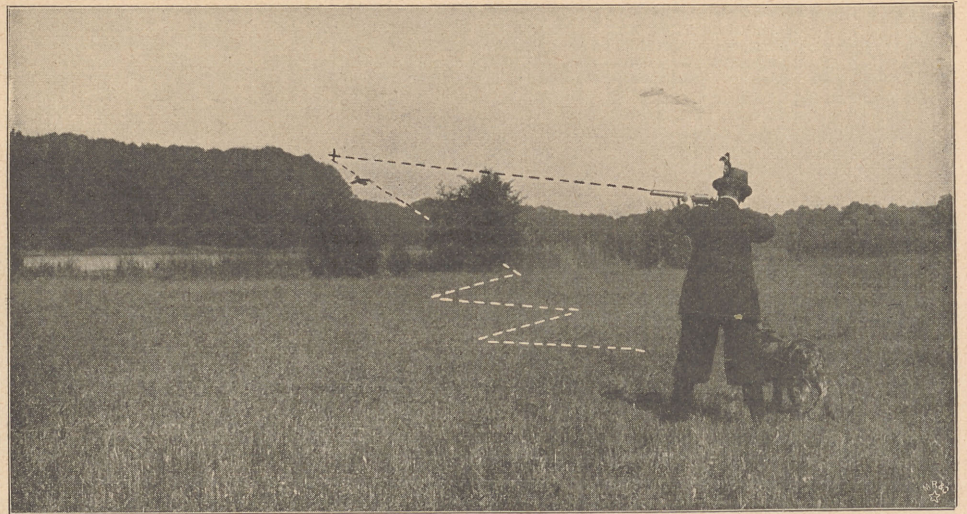


Abb. 62. Der Schuß auf die hochsiegende Bekassine. † Zielpunkt. Aus „Die Jagd“ von Fritz Skowronnek

Monographien (Verlag von Belhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig). Der Verfasser aber heißt Fritz Skowronnek, und

bleibt er uns nicht schuldig) oder wandern am Frühhmorgen zur Birkenhahnbalz hinaus. Und immer wieder schaltet der Verfasser zwischen all dem ernste und lustige Erlebnisse ein. — Und nun die Illustration! Es ist nicht zu viel gesagt: so war noch nie ein Buch über die Jagd illustriert! All die großen Jagdmaler, von Meißinger bis auf Kröner, Deiter, Frieze zc. sind mit Meisterwerken vertreten; Prof. Sperling, der erste aller lebenden Hunde-

maler, zeichnete unsere vierbeinigen Fremde; Originalgemälde und Photographien führen uns die vornehmsten Jagdherren und ihre Schloßherren vor. Daneben eine Fülle instruktiver Abbildungen:

Gewehre und Munition, Bilder der Schußarten, der Fährten, von Geweißen, von Fallen. Jedes Kapitel ist sinngemäß und reizvoll von Illustrationen begleitet, deren Eigenart einen vornehmen künstlerischen Hauch über das ganze Buch breitet.

Jeder Jagdfreund sollte sich „die Jagd“ von Fritz Skowronnek kaufen — und wer einem Gatten, einem lieben Bekannten eine rechte Freude machen will, der schenke ihm dies allerliebste und trotz der glänzenden Ausstattung überaus billige Werkchen (Preis 4 Mark), das jede Buchhandlung zur Ansicht vorlegen kann.



Abb. 101. Abnormes Rehgehörn.
Aus „Die Jagd“ von Fritz Skowronnek.



Abb. 64. Kaiser Wilhelm II. in Völklingen. Aus „Die Jagd“ von Fritz Skowronnek.

Briefkasten der Redaktion.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind mit dem Bemerke „Briefkasten“ zu versehen. Direkte Auskünfte erteilen wir nicht oder doch nur in den seltensten Fällen und zwar nur an Abonnenten und auch dann nur, wenn die nötigen Briefmarken beigelegt waren. Unterlangt eingeschickte Gedächtnisse senden wir nur zurück, wenn wir die nötigen Briefmarken in der Sendung vorfinden.

F. Fr. in Ungarn. Auf Ihre Anfrage senden uns freundliche Leserinnen des Daheim liebenswürdigerweise nachstehende Auskunft: Ihre Kanarienvogel hatten offenbar „Vogelmilben“. (Ungeziefer, das trotz größter Reinlichkeit oft — namentlich im Sommer — auftritt und den Vögeln langsam das Blut ausaugt.) Auch wir verloren ein Lieblingsvögelchen an dieser Krankheit, die wir auch nicht kannten, trotz bester Pflege, Badewasser zc. Bestes und einfachstes Mittel dagegen: Streuen von echt verfeinertem Zinseifenpulver zwischen die Federn der Vögel, was total unschädlich ist und sicher wirkt. Am leichtesten zu bewerkstelligen, während die Vögel abends schlafen. Doch muß das Pulver ziemlich stark eingestreut werden. Sehr gut ist es auch, Käfig und Sitzstangen öfters in kochendem Wasser abzubrühen. Die Vögel sind nach wenigen Tagen der Behandlung wieder vollkommen munter und lustig, und ihre Gefieder wird wieder glatt. Kasseler Leserinnen des „Daheims“, die im Besitz eines selbst großgezogenen, bereits 16-jährigen Kanarienvogels sind.

H. S. in Berlin. Der Einsender dieses glaubt im Namen sehr vieler Daheimleser zu handeln, wenn er die Notiz in Nr. 45, betr. Stenographie, nicht ohne Widerspruch läßt. Daß das Einigungs-system Stolze-

Schren einen Fortschritt gegenüber Alt- und Neu-Stolze darstellen mag, soll nicht angezweifelt werden. Nur wird es durchaus nicht „von den meisten Stenographen verstanden“, sondern dies ist vielmehr beim Gabelsbergerischen der Fall, das in Bayern, Sachsen und Österreich das staatlich gepflegte System und dort Unterrichtgegenstand, im ganzen übrigen Deutschland überragend verbreitet ist und das nach objektiven Erfahrungen das Beste bietet. Es würde hier zu weit führen, genauer darzulegen, wie nur die ehemaligen politischen und partikularen Verhältnisse es begünstigt haben, daß das von Bayern ausgegangene Gabelsbergerische System von Preußen aus Wettbewerb fand und daß dieser einen gewissen Erfolg hatte, mit anderen Worten, daß auch auf diesem Kulturgebiet eine beslagenswerte Spaltung entstand, deren Mißlichkeit die Zukunft vielleicht noch schwerer empfinden wird, als die Gegenwart.

B. Fr. in Al. Besten Dank für Ihre Zuschrift! Uns ist freilich wohlbekannt, daß, nach der Statistik, das Gabelsberger Stenographie-System mehr Anhänger hat als alle anderen. Insbesondere ist unzweifelhaft in Norddeutschland und speziell dorthelbst in kaufmännischen Kreisen das Stolzeische bzw. Neu-Stolzeische oder Stolze-Schrensche System das gebräuchlichste, und deshalb empfehlen wir dem betreffenden Leser eines der letzteren. Im übrigen dürfte die voranstehende Notiz, die wir gern veröffentlichen, wohl auch Ihnen zur Befriedigung gereichen.

E. P. in Bunsau. Eine langjährige Abonnentin bittet die geehrten Mitarbeiter des Blattes um freundliche Mitteilung eines Wanderspruches, der für ein Musikzimmer geeignet ist.

H. A. in B. Wir machen Sie darauf aufmerksam, daß für minder bemittelte Personen, die gesundheitshalber den Winter im Süden verbringen sollten, der Waterl.

Frauen-Zweigverein von Rizza vor einigen Jahren in dieser Stadt ein Pflegehaus errichtet hat, in welchem deutsche Reichsangehörige, die erholungsbedürftig und weniger bemittelt sind, ein sehr gutes Unterkommen zu verhältnismäßig sehr billigen Preisen finden können. Das deutsche Pflegehaus in Rizza ist offen vom 1. November bis 1. Mai. Die Aufnahmegebühren sind zu richten an die Präsidentin des Vereins: Frau v. Jelewski-Denzin in Lauenburg, Pommern.

H. L. in Preussisch-Moresnet. Aus unserem Leserkreis geht uns auf Ihre Frage folgende Antwort zu, für die wir hiermit bestens danken: In den meisten Harzdistrikten hiesiger Gegend ist noch etwa die Hälfte aller Häuser mit Stroh gedeckt, und zwar mit sogenannten Strohhindeln, die eine vollständig glatte Oberfläche geben. Auf eine ausgehobene Stallthür wird mit der Hand ausgebrochenes Roggenstroh so gelegt, daß die parallelen Halme eine beliebig breite und etwa handbreite hohe Schicht bilden. Eine Spanne breit unterhalb der Ähren wird ein zollbreiter Stock quer über das Stroh gelegt und so weit eingekürzt, daß jederzeit ein handbreites Stück übersteht. Hierauf werden die überstehenden Halmdenden gehoben, über den Stock zurückgebogen, niedergedrückt und mit Lehm drei festgestrichen. Die so erhaltenen Schindeln kann man mit den freien Stockenden an den Dachsparren und Querlatten festbinden. Unteren Dachrand mit Weil und daruntergehaltenem Holzstück abhadern. Beide Seitenränder des Daches mit schmalen Brettern einfassen, die an der First sich kreuzen und überstehen können. Brettern ausfüllen. Oben Pferdeköpfe, unten Drachentöpfe oder andere Figuren aus altdeutscher Mythologie.

A. + O. Eine für die Wohnungsfrage im deutschen Reiche, namentlich in den größeren Städten, interessante Untersuchung brachte kürzlich der „Reichsanzeiger“.

Es ist daran nachgewiesen, wie sich in den deutschen Großstädten die Zahl der Einwohner zu der der Wohnhäuser verhält. In der absoluten Zahl der Wohnhäuser steht Berlin mit 87727 obenan; dann folgt die zweitgrößte Stadt des Reichs, Hamburg, mit 30269 Wohnhäusern, während an dritter Stelle Bremen steht, das nach dem Gebietsumfang vom 1. April 1902 mit 180871 Einwohnern erst den 17. Platz in der Reihe der Großstädte einnimmt, aber 23622 Wohnhäuser hat, während Köln, das mehr als noch einmal so viel Einwohner hat, nur 23548 Wohnhäuser zählt. Vergleicht man die Einwohnerzahl mit der der Wohnhäuser, so steht Bremen bei weitem am günstigsten da, indem dort auf ein Wohnhaus nur 7,98, nach dem Gebietsumfang vom 1. April 1902 sogar 7,66 Einwohner kommen. In ziemlich weitem Abstände folgen Krefeld mit 13,96, Köln mit 15,82, Straßburg mit 16,97, Aachen mit 17,44, Braunschweig mit 18,05, Barmen mit 18,36, Frankfurt a. M. mit 18,71, Essen mit 18,73 und Elberfeld mit 18,89 Personen auf ein Wohnhaus, während untenan stehen Königsberg mit 32,427, Magdeburg mit 32,857, Stettin mit 38,64, Posen mit 39,127, Breslau mit 40,707, Berlin mit 50,07 und Charlottenburg mit 52,50 Bewohnern auf ein Haus. Im allgemeinen steigt die Bewohnerzahl der Häuser, je weiter man von Nordwesten nach Osten und Süden fortschreitet.

E. A. in A. Man hat festgestellt, daß ein Blick höchstens ein Millionstel einer Sekunde währt. Das Auge kann natürlich in dieser kurzen Zeit eine Bewegung unmöglich bemerken. Das scheinbare Zucken des Blickes ist nur eine Augenäufhebung, d. h. eine Nachwirkung des Lichtscheins auf der Netzhaut des Auges.

(Fortsetzung Seite 29.)

Absolut bestes Mundwasser der Welt! **Odol!** *Ueber die ganze Erde verbreitet!*



Sommer.

Es lastet auf Erden bliern schwer,
Die Hitze der Sommertage,
Die Menschen seufzen hin und her
Und führen vergebliche Klage;
Sie alle lechzen, ob alt, ob jung,
Nach einem kühlen, erfrischenden Trunk.

So manche Mutter spricht voll Gram:
„Was soll meinem Liebling ich geben?
Die Milch, die sonst er so freudig nahm,
Er trinkt sie mit Widerstreben,
Kein Spielzeug nützt, es hilft kein Lied --
Baby hat keinen Appetit!“

Ein Mittel gibt es, glaube mir,
Es sei Dir warm empfohlen:
Lass schnell das Pudding-Pulver Dir
Von Dr. Oetker holen —
Heisshungrig wird Baby die Speise verzehren
Und schnellstens den ganzen Teller leeren!

Dr. A. Oetker * Bielefeld
grösste Puddingpulver-Fabrik des Kontinents.

Briefkasten der Redaktion.

(Fortsetzung.)

A. M. Mulus in P. Die Drehorgel vulgo Vielerkasten ist ein direkter Nachfolger der einst weitverbreiteten, uralten Drehleiter, die schon im 10. Jahrhundert bekannt war und die sich fast ein Jahrtausend hindurch als Instrument fahrender Leute wie als Hausinstrument großer Beliebtheit erfreute; ja im 18. Jahrhundert traten sogar namhafte Virtuosen in Konzerten mit diesem seltsamen Tonwerkzeug auf. Die Drehleiter war ein Saiteninstrument, dessen vier Saiten durch ein Rad mit Kurbelbedienung gleichzeitig zum Tönen gebracht werden konnten; sie war alsozusagen das mittelalterliche Piano. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts wurde dann das altertümliche Instrument durch die Drehorgel gänzlich verdrängt. — Baum bachs „Frau Holde“ dürfte, unserer Erinnerung nach, etwa im 11. oder 12. Jahrhundert spielen.

A. S., cand. theol. in P. Sie haben gewiß noch keine Kenntnis von dem „Deutschen evangelischen Institut für Altertums-Wissenschaft des Heiligen Landes“, das sich im Juni im Oberkirchenrat zu Berlin konstituiert hat! Wir lassen hier über seine Entstehung und Einrichtung einiges folgen: Das Institut soll als gemeinsames Werk der gesamten evangelischen Landeskirchen Deutschlands getragen und erhalten werden, und seine Einrichtung wurde der deutschen evangelischen Kirchen-Konferenz in Eisenach übertragen. Diese hat nun als Mitglieder des Vorstandes des Institutes den Präsidenten des Oberkirchenrates D. Dr. Barthausen in Berlin, den Präsidenten des Oberkonsistoriums v. Schneider in München und den Senior D. Wehmann in Hamburg vorgeschlagen. Außerdem ist noch als Mitglied der Jerusalem-Stiftung der Graf v. Hieten-Schwerin und als Mitglied des Palästina-Vereins der Professor Dr. Gantsch in Leipzig hinzu gekommen. Als Vorsitzender wurde schon in Eisenach der Wirkl. Geh. Rat D. Dr. Barthausen gewählt. Die Palästina-Stiftung hat den Zweck, auf dem Gebiete der biblischen und kirchlichen Altertums-Wissenschaft die Beziehungen zwischen den Staaten der heiligen Geschichte, der gelehrten Forschung und dem Interesse der christlichen Frömmigkeit in der evangelischen Kirche zu pflegen, zu beleben und zu regeln. Den Grundstock für die Stiftung bilden 4500 Mk., die das Kuratorium der Jerusalem-Stiftung gewidmet hat. Als Vorsteher der Anstalt in Jerusalem soll ein mit der biblischen und kirchlichen Altertums-Wissenschaft und mit den Verhältnissen in Palästina vertrauter Gelehrter

zu dauerndem Aufenthalte nach Jerusalem entsendet werden. Als Genossen des Instituts kommen jüngere evangelische Theologen (Geistliche und Kandidaten) hinzu, die nach dargehaltener Befähigung für archäologische Forschung dem Vorsteher als Mitarbeiter zur Seite treten sollen. Daneben sollen als „Stipendiaten“ auch solche junge Theologen entsendet werden, die mit tüchtiger wissenschaftlicher Ausrüstung ein lebendiges Interesse für die biblischen und kirchlichen Altertümer und die Kenntnis des heiligen Landes verbinden und, indem sie ihre biblischen Studien durch örtliche Anschauung abrunden, geeignet erscheinen, den Ertrag der letzteren unmittelbar für das heimische Kirchenleben fruchtbar zu machen. Die Gesamtzahl der gleichzeitig auf 5 bis 9 Monate entsandten Anstaltsgenossen soll zunächst nicht über 7 hinausgehen.

Kath. S-wald in L. Über die berühmten Lydditbomben, deren sich die Engländer bekanntlich im Burenkriege gegen ihre Gegner bedienten, sind seinerzeit verschiedene Meinungen und Berichte bekannt geworden. Von vielen wurden diese Bomben als fürchterliche Geschosse geschildert. In seinen „Kritischen Beiträgen zur Behandlung Verwundeter und Kranker im Feldlazarett“ schreibt Dr. R. F. Reinecke, der als Feldarzt dem Burenheere im südafrikanischen Kriege angehört hat, u. a. folgendes über die Wirkungen der Lydditbomben: „Zuerst waren die Erscheinungen, die durch die Explosion der Lydditbomben verursacht wurden, wo keine äußeren Verletzungen der betreffenden Personen vorlagen. Im großen und ganzen kann man sagen, daß die Explosionen auf die schädlichen Wirkungen des Lydditgeschosses, wie man nach den Experimenten auf der Meeresoberfläche und den Erfahrungen seitens der Marine sicher erwarten konnte, ganz enttäuschende waren. Es schien dies darauf zurückzuführen, daß die explodierende Kraft des Lyddit in höheren und sehr trockenen Luftschichten bedeutend geringer ist, als in der wasserreichen Luft der Meeresoberfläche. So ereignete es sich am 17. Januar 1900 an der Ungula an einem nebligen Tage, daß zwei Freijaakter durch Explosion einer solchen Bombe getötet wurden, ohne irgend eine Verletzung am Körper erlitten zu haben. Ofters wurden die Leute bewußtlos dahingestreckt, blieben mehr oder minder lange Zeit fast wie tot liegen, um sich dann nach und nach wieder zu erholen. Meist sind sie dann sehr nervös-erregbar, klagen über schwere Kopfschmerzen mit stechenden Schmerzen im oberen und hinteren Teil des Kopfes, sowie über schwere Schmerzen in der Wirbelsäule, die in die Extremitäten ausstrahlen. Dabei leiden sie an Schlaflosigkeit, haben belegte Zunge und gar

keinen Appetit, wie überhaupt das ganze Allgemeinbefinden ein gestörtes, unbehagliches ist. Nach einiger Ruhe und passender Behandlung erholen sie sich jedoch nach ein bis zwei Wochen vollständig. Ein junger, kräftiger Bure, der verschiedene Tage der Wirkung der Lyddite ausgesetzt war, litt an Zittern der Gliedmaßen, ähnlich der Schüttellähmung, obwohl er selbst keine Spur einer nervösen Aufgeregtheit zeigte. Auch Appetit und Schlaf waren gut; jedoch war er nicht im stande, eine Tasse Kaffee in Händen zu halten oder eine Suppe mit einem Löffel zu essen. Trotz aller angewandten Energie war es ihm nicht möglich, dem Zittern der Hände Einhalt zu thun. 14 Tage war er in meiner Behandlung, während welcher Zeit sein Zustand langsam besserte, und nach einem Monat Ruhe zu Hause hatten sämtliche Erscheinungen nachgelassen. Neben Ohrenschmerzen habe ich dann auch zeitweilige Taubheit auf einem oder beiden Ohren beobachtet können. Wie unangenehm und empfindlich die Wirkung dieser Lydditexplosionen gerade auf die Ohren gewesen sein muß, dafür dient die Tatsache, daß die Buren nachher stets etwas Watte oder Wolle in der Tasche zu tragen pflegten, um sich sofort, wenn die Bomben angingen um sie herum zu explodieren, die Ohren zuzustopfen.“

Es geht uns folgender Anruf mit der Bitte um Veröffentlichung: „Der Verein „Jugendbeschütz“ hat erfreulicher Weise die großherzige Zusage der Gekennung resp. Fortbildungs-Heime, am Waldebrand gelegen, in der Markt Brandenburg und Diltpreußen erhalten. Der Vorstand des Vereins „Jugendbeschütz“ erklärt daher die herzliche Bitte an alle, die durch eine Sommerreise ihre Gesundheit stärken oder wiederherstellen können, durch freundliche baldige einmalige oder jährliche Geldspenden zum raschen Bau und zur Erhaltung dieser Heime für unbemittelte kräftliche oder arbeitslose Mädchen beizutragen. Zum Zweck der Erhaltung sind Umwendungen aus Bergleichen oder bei Testamenten durch die Herren Rechtsanwälte und Notare sehr willkommen und erbeten. Bei reichen Spenden könnten schon im nächsten Frühjahr viele unserer kräftlichen und traurigen Schwestern wieder gesund und froh gemacht werden. Beiträge werden dankbar entgegen genommen durch die Vorsitzende des Vereins, Frau Dr. Vieber-Böhm, Berlin C 2, Kaiser Wilhelmstr. 39, II.

Briefkasten des Sammler-Daheim. F. F. in Osterode. Auf den Karolineninsel befinden sich deutsche Post-Au-

stalten in Bonape und Yav. Die Postagentur in Bonape wurde am Tage der Übernahme der Ost-Karolinen am 12. Oktober 1899 eröffnet, die in Yav bereits am 3. November 1899, also vor der am 7. XI. erfolgten Flaggenhissung auf den West-Karolinen. Entwertungstempel für Bonape gibt es vom 12. X., für Yav erst vom 7. XI. — Verwendet wurden bis zum Januar 1901 Marken der Reichspostausgabe von 1889 mit dem Aufdruck „Karolinen“. — Es sollen gefällige Entwertungstempel mit den Daten der Eröffnungsstage vorkommen.

Dr. C. A. in Amara-Jowa. Das ehemalige Kloster Engelthal im Kreise Bidingen, herabgegründete Nonnen vom Cisterzienserorden. Wahrscheinlich ist es schon vor dem Jahre 1200 gestiftet, fiel im Jahre 1802 mit seinen Gütern an den Grafen von Leiningen-Weiterburg jüngere Linie, der es dem Grafen vom Solms-Wildenfels für 150 000 fl. überließ. Seit 1806 gehört es zum Großherzogtum Hessen. Es gibt keine Monographie über Kloster Engelthal. In: „Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen, Kreis Bidingen“, 1890, ist Engelthal historisch und kunstgeschichtlich auf sechs Seiten behandelt, ferner finden Sie einiges bei: Wagner, „Baudenkmäler des Großherzogtum Hessen“, unter: Kreis Bidingen, und bei Wagner: „Geistliche Stifte im Großherzogtum Hessen“.

S. in Friedberg. Über Gustav-Adolf-Medaillen wird das Sammler-Daheim gern einen orientierenden Lufsch bringen.

Fabel in Kreuznach. Besitzen Ihre Gemälde wirklichen Kunstwert, dann müssen Sie dieselben unbedingt einem erfahrenen Restaurator zum Reinigen übergeben. — Wollen Sie von indifferenten Bildern den Schmutz entfernen, dann nehmen Sie laues Regenwasser und völlig neutrale Seife, einen weichen Pinsel und einen feinen, nicht kratzenden Schwamm.

F. S. in Hamburg. Die Adresse der Prägenanstalt ist: L. Chr. Lauer in Nürnberg. MK

Rechtsrat.

Treuer Abonnent (S. L.) in W. Die Aufbemerksungzeit der Rechnungen und Kassenbücher in den staatlichen Kassen beträgt im allgemeinen 10 Jahre, für die Belege 5 Jahre. Größere Bankansprüche, Verträge, Schulverordnungen und andere Urkunden und Schriften, soweit deren Vernichtung möglicherweise von Nachteil für die Staatskasse sein könnte, sowie Urkunden über Privilegien, Oberwangen, Familien- und Erbrechte, sowie Schriftstücke, die einen erheblichen geschichtlichen Wert haben, werden dauernd aufbewahrt.

Reichardt's Helios-Kakao: feinsten Gesellschafts-Kakao. 1 Pfund = 150 Tassen. Fabrikpreis: das Pfund Mk. 2,20. D. R.-P. 89 251. Verkaufsteilungen in Berlin SW., Zimmerstraße 92/93 P. Breslau I, Junkernstraße 9/10. Cassel, Klinischestraße 14 I. Danzig, Am St. Elisabeth-Ball 6. Dresden-A., Grunaerstraße 2, Ecke Birnicher Platz. Frankfurt a. M., Kaiser Wilhelm-Passage. Halle a. S., Schillerstraße 57 u. Große Ulrichstraße 45. Hamburg, Alsterdamm 38 b I. Hannover, Große Bachstraße 31. Köln, Bismarckstraße 2 und Glockengasse 1. Königsberg i. Pr., bei A. J. Wills Hof, Brodbäckerstraße. Leipzig, Johannis-gasse 1/3. Ecke Augustusplatz. München, Theaterstraße 45 I, Ecke Penzlerstraße. Nürnberg, Carolinenstraße 4. Polen, Wilhelmplatz 4 I. Stettin, Am Berliner Thor 4. Stuttgart, Königstraße 31 a.

Cacao u. Chocoladen der Firma [15238] J. G. Kynast, DRESDEN sind aus feinstem Rohmaterial hergestellt und zählen zu den besten in- und ausländischen Fabrikaten.

Mein Schönheitshersteller macht das Gesicht schön, blühend, frisch u. jung, glättet jede Runzel, läßt Wimpern, Fleden u. alle im Gesicht vorkommenden Unreinigkeiten verschwinden, reinigt vollständig d. Gesicht von Sommerprossen schon in 14 Tagen. Die Haut wird zart u. schön, verleiht Gesicht und Händen ein blendendes rosiges, jugendliches Aussehen. P. Nachn. M. 3.50, fct. M. 4.-. Garant. i. Erfolg u. Unschädli. Georg Pohl, Berlin, Brunnenstr. 157.

Das berühmte Minlos'sche Waschpulver von ersten Autoritäten als vorzüglichstes Waschmittel anerkannt gibt blendend weisse und völlig geruchlose Wäsche !! schont das Leinen in überraschendster Weise !! Zum täglichen Waschen von Kochgeschirren, Tellern, Messern, Gabeln, Gläsern etc. vom hygienischen Standpunkte aus nicht dringend genug zu empfehlen. Ist erhältlich in Drogen- und Kolonialwarenhandlungen. L. MINLOS & Co., Köln-Ehrenfeld. [16610]

Sommerprossen.

Es gelangten fast täglich an uns Anfragen nach einem reellen, unschädlichen Mittel gegen Sommerprossen, so daß wir das Bedürfnis nach einem wirklich hervorragenden Kosmetikum dieser Art erkennen mußten. Leider sind die vielfach im Gebrauch befindlichen unschädlichen Toilettenmittel gegen Sommerprossen meistens wenig oder garnicht wirksam. Diejenigen aber, die wirksam sind, enthalten meistens giftige Bestandteile, wie Quecksilber u. s. w. Es kam hinzu, daß uns bereits des längeren von einem Mittel berichtet war, welches unseren hochgespannten Anforderungen tadellos genügte, und so haben wir das Rezept zu zwei einwandfreien, glänzend bewährten Präparaten, welche gemeinschaftlich angewandt werden müssen, erworben.

Die Sommerprossen verschwinden bei Anwendung dieser Präparate nach und nach im Laufe von etwa 14 Tagen, kommen unter Umständen allerdings im nächsten Frühjahr oder Sommer wieder, jedenfalls hat man aber für längere Zeit Ruhe.

Unser Sommerprossen-Präparat hat sich ohne jede Anpreisung durch den bisherigen Rezeptinhaber seit einer langen Reihe von Jahren zuverlässig bewährt und, soweit bekannt geworden, ist nicht ein einziger Mißerfolg zu verzeichnen.

Von den zahlreichen Zeugnissen hier nur einige:

„Es ist mir ein Vergnügen, zu bezeugen, daß das Sommerprossen-Mittel resp. Schönheits-Creme von Ihnen vorzüglich wirkt. Ich habe dasselbe schon vielen Kunden von mir besorgt, und alle sind sehr zufrieden mit dem Erfolg; es ist wohl das einzige Mittel, das so vorzügliche Resultate erzielt. Auch in unserer Familie hat es überall seinen Platz auf der Toilette. Das Mittel empfiehlt sich selbst.“

„Unterzeichnete bestätigt gern, daß die Sommerprossen-Creme ganz prächtig wirkt. Die Flecke verschwinden allmählich nach Gebrauch von 14 Tagen, dabei wird die Haut sehr schön, sammetweich und klar bei

fortgesetztem Gebrauch. Ich habe das Mittel schon seit Jahren und möchte dasselbe nicht mehr missen. Es ist das einzige Mittel nach meiner Erfahrung, das wirklich guten Erfolg hat; dasselbe spricht übrigens beim Gebrauch für sich selbst, denn alle, denen ich dasselbe empfohlen habe, sind ebenso befriedigt davon.“

Auch nach unsern gründlichen Untersuchungen haben wir und unsere wissenschaftlichen Mitarbeiter die Ueberzeugung, daß wir mit diesem Sommerprossen-Präparat, nunmehr „Creme Nok“ genannt, ein wenn möglicherweise auch nicht ganz unfehlbares Mittel haben, aber doch in 100 Fällen 99 mal eine verblüffend erfolgreiche Wirkung erzielen.

Es ist demnach als ein großes Glück für die mit Sommerprossen Behafteten anzusehen, daß es nunmehr ein Mittel gibt, welches gänzlich frei von schädlichen Substanzen ist und ohne Beschwerden und Nachteile angewandt werden kann.

Nicht nur die Sommerprossen verschwinden schnell nach kurzem Gebrauch, sondern auch viele sonstige Hautunreinheiten, insbesondere brauner Hals, Sonnenbrand, Hautgries u. s. w.

Creme Nok hat außerdem für die Teintpflege noch weitere außerordentlich wichtige Eigenschaften.

Ältere Damen, die seit Jahren regelmäßig das Präparat gebraucht haben, schreiben, daß alle Welt sich über ihren rosigen, sammetartigen, jugendlichen Teint wundert.

Creme Nok ist garantiert frei von schädlichen Bestandteilen.

Creme Nok ist garantiert wirksam.

Creme Nok kostet pro Garnitur (2 Präparate) Mark 5.— und ist durch alle feineren Parfümerien und Drogerien zu beziehen. Wo nicht zu haben, wende man sich an uns direkt, und erfolgt der Versand gegen vorherige Einwendung von Mk. 5.50 oder gegen Nachnahme von Mk. 5.80.

Wilh. Anhalt G. m. b. H., Ostseebad Kolberg.

JAVOL

das bevorzugteste
Haarwasser aller
Gesellschaftskreise.

Ich bestätige Ihnen gern, dass Ihr Javol thatsächlich ebenso angenehm ist als wirksam. Ich finde alles, was in den Annoncen und Broschüren über dies Haarwasser gesagt wird, ganz und gar bestätigt.
LOTTE WITT,
K. u. K. Hofschauspielerin, Wien.



Louise Dumont, Berlin:

Ich bin Ihnen wirklich für Javol sehr dankbar. Es erfrischt die Kopfhaut, thut bei Kopfschmerz sehr wohl und macht das Haar weich und geschmeidig. Ich werde in Zukunft kein anderes Haarwasser mehr gebrauchen.

JAVOL

wird von Fürstlich-
keiten, Prinzen und
Prinzessinnen benutzt.

En faisant usage quotidien de l'eau de Javol j'ai eu occasion d'essayer ses effets bienfaisants pour la conservation et beauté des cheveux, et je ne manquerai pas de la recommander.
FRANCISCO D'ANDRADE.

JAVOL

wird überall gelobt, zahllose Anerkennungsschreiben aus allen Kreisen bestätigen die Güte und die hervorragenden Eigenschaften dieses Haarwassers.

JAVOL

ist zu haben à Fl. Mark 2.—, Doppelfl. Mark 3.50 in den meisten Parfümerie-, Drogen- und Coiffeurgeschäften, auch in vielen Apotheken.

Neu! Javol für die Reise. Neu!

Zahlreichen Wünschen entsprechend haben wir auch eine praktische Flasche für die Reise geschaffen — flache Form mit Schraubdeckel-Verschluss in Pappetui verpackt. Äusserst praktisch.

Javol-Reiseflaschen per Stück Mark 2.25.

Wo nicht zu haben, gegen Nachnahme zuzüglich Porto und Spesen direkt zu beziehen durch die Fabrik **Wilh. Anhalt G. m. b. H., Ostseebad Kolberg.**

Kostenfrei gediegene Auskunft auf dem Gebiete der Schönheitspflege

erteilen wir den Lesern dieser Zeitschrift über alle Fragen. Wir machen jedoch zur unerlässlichen Bedingung, dass man auf die vorliegende Nummer dieser Zeitschrift Bezug nimmt und auf die Anfrage das D. 23 802 schreibt oder aufklebt. Anfragen ohne dasselbe bleiben unbeantwortet. Wir bitten, von unserer Einrichtung den ausgiebigsten Gebrauch zu machen.

WILH. ANHALT G. m. b. H., OSTSEEBAD KOLBERG, kosmetische Abteilung.

Neues vom Büchertisch.

Die Redaktion behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Rezensionsexemplaren kann in keinem Falle erfolgen.

- Simburg, Jenny.** Sturmgeflärt. Lyrisch-epische Gedichte. Carl Konegen, Wien.
- Koenenbergr, Dr. F.** Vom goldenen Ueberflusse. Eine Auswahl aus neuem deutschen Dichtern für Schule und Haus. R. Voigtländer's Verlag, Leipzig.
- zur Megede, Marie.** Das Licht. Roman. F. Fontane & Co., Berlin.
- Meyers Reisebücher:** Riesengebirge und die Grafschaft Glatz. 13. Auflage. Bibliographisches Institut, Leipzig.
- Deutsche Alpen. III. Teil.** Wien, Ober- und Niederösterreich, Salzburg und Salzammergut, Steiermark, Kärnten, Krain, Kroatien und Friaun. 5. Auflage. Gbnda.
- Schweiz.** 17. Auflage. Ebenda.
- Möbius, P. J.** Über den Kopfschmerz. Carl Marhold, Halle a. S.
- Morandi, Luigi.** Die Erziehung. Victor Emanuel's III. Erinnerungen. Aus Deutsche übersetzt von Dr. Fr. Koad. Mit 10 Abb. Verlag von Biescher & Co., Rom.
- Mucklenbach, Ernst u. Ute.** Aus junger Ehe. Studien und Skizzen. Klutriet von E. Badenmeyer. Ernst Keil's Nachf., Leipzig.


- Konmann-Jödemann, Ernst.** Bühnenzauber. Eine Geschichte aus dem Theologenleben. Tessaro-Verlag, Berlin.
- Nordmann, Richard.** Ein Komteßensroman. F. Fontane & Co., Berlin.
- Frh. von Dympteda, Georg.** Traum im Sitten. F. Fontane & Co., Berlin.
- Das schönere Geschlecht.** Novellen. Ebenda.
- Ott, Arnold.** Gedichte. Mit dem Bilde des Verfassers. F. Fontane & Co., Berlin.
- von Verfall, Karl.** Lore's Sommerfrische. Roman. F. Fontane & Co., Berlin.
- Reget, Christian.** Die Blütezeit der deutschen politischen Briefe von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur und Nationalgeschichte. Hef. 1. F. Lehmanns Verlag, München.
- von Rolenz, Wilhelm.** Wurzelstöcker. Roman in zwei Bänden. F. Fontane & Co., Berlin.
- Romanowski, Mag.** Für Herz und Gemüt. Betrachtungen aus dem Leben. Aphorismen. Verlag von Christoph Steffen, Leipzig.
- von Salzen, H.** Märchen der Liebe. Roman. E. Pierson's Verlag, Dresden.
- Sander, F.** Gedichte. E. Pierson's Verlag, Dresden.
- Schubin, Oskar.** Ehre. Roman. 10. neu durchgesehene Auflage. Verlag von Heinrich Witten, Dresden.
- Simons, Gustav.** Die Brotfrage und die Brotantwort. 3. Auflage. Selbstverlag. Berlin N 24.

- Seef, Prof. Dr. Otto.** Kaiser Augustus. Mit 106 Abbildungen in Monographien zur Weltgeschichte. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von Ed. Heyd. Bd. XVII. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig.
- Souchay, Theodor.** Elegien und andere Gedichte. H. Reichels Hofbuchhandlung, Gannstatt.
- Stolke, Adolf.** Humoresken in Frankfurter Mundart. Zweite Auflage. Verlag von Heinrich Stolke, Frankfurt a. M.
- Gedichte in Frankfurter Mundart.** Zweite Auflage. Ebenda.
- Frankfurter Theater.** Dritte Auflage. Ebenda.
- Strindberg, August.** Ötern. E. Pierson's Verlag, Dresden.
- Ziele, Adolf.** Kunstförderung in der Provinz. Der Flugdrift: „Hinauf zur bildenden Kunst!“ Zweiter Teil. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.
- Zoppoff, H.** Die Rechte des deutschen Kaisers. Ein staatswissenschaftlicher Versuch. F. Roth'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.
- Ballentin, Wilh.** Der Burenkrieg. Mit Benutzung des amtlichen Materials der Burenregierung. Hef. 1—4. Rheinisches Verlagshaus (Rich. Torley), Wald-Cöllingen.
- Veröffentlichungen der deutschen Gesellschaft für Volksbäder.** 7. Hef. August Hirschwald, Berlin.
- Wanderer, Richard.** Fkara. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Leipzig.

- Volksbote, der deutsche.** Ein Kalender auf das Jahr 1903. Herausgegeben von Ernst Cöver. Buchhandlung der Berliner Stadtmision, Berlin.
- Wasser, Georg.** Frau Ilse. Ein paar Jahre Frauenleben. F. Fontane & Co., Berlin.
- Wickström, Viktor Hugo.** Was Jesus in Ostersund erlebte. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Friedrich v. Küncl. Ernst Hofmann & Co., Berlin.
- Wiengrund, Bernhard.** Die Elektrizität, ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung. Mit 57 Abbildungen. 5. verbesserte Auflage. Verlag von H. Vechhoff, Frankfurt a. M.
- Wittauer, Kurt.** Leitfaden für Krankenpflege im Krankenhaus und in der Familie. 2. neu bearbeitete Auflage. Mit 76 Abbildungen. Carl Marhold, Halle a. S.
- Wohrab, Martin.** Ästhetische Erklärung Shakespeariischer Dramen. I. Hamlet, Prinz von Dänemark. II. Coriolan.
- Wulff, Leo.** Na also! sprach Zarathustra und anderes. Humoristisches und Parodistisches. Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst, Berlin.
- Wurter, B., und M. Geunig.** Was jeder mann heute von der zuneeren Mission wissen muß. 6. bis 10. Tausend. Buchhandlung des ostf. Junglingsbundes, Berlin.

Nur wer wirklich sparsam ist,
weiss, dass die beste Ware die billigste ist. Wir danken uns. gross. Umsatz u. uns. Renommees dem Prinzip, das Beste billigst, nicht aber das Billigste zu liefern und fabrizieren als Specialität seit vielen Jahren **altdeutsche Esszimmereinrichtungen.**

Stahl m. Rückengeflecht, wie nebst, mass. Eichenh. gewächst 8.50 M., Büffet, wie nebst, Eichenh. gewächst 145 M., fco. j. Bahnst. Dtschl. Verkauf dir. an Priv., dah. Zwischenh. d. amg. Zeichn. fro. z. Dienst. Conr. Sauer Söhne, Fald a. W. Möbelf. m. Dampfbr.



Pariser Weltausstellung 1900
Von der Internationalen Jury wurde den
Singer-Nähmaschinen
der **GRAND PRIX**
der höchsten Preis der Ausstellung, zuerkannt.

Die Nähmaschinen der **Singer Co.** für den Familiengebrauch, Kunststickerei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdienen ihren Weltruf der außerordentlichen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeder alle deren Fabrikate auszeichnen. **Kostenfreier Unterricht in der Modernen Kunststickerei.**

Singer Co. Nähmaschinen Akt.-Ges., Hamburg.
Berlin W., Leipzigerstr. 92 — Eigenes Geschäftshaus.

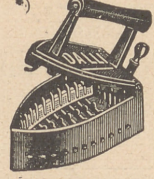


Hero und Leander.
Man sagt von Hero und Leander.
Ihr Liebesloos war hart und schwer,
Denn wollten sie sich seh'n einander,
Kam er geschwommen durch das Meer.
Wohl hat die Wissenschaft ermittelt:
„Erfaltung bringt gar leicht Gefahr!“
Wie kommt es, daß von Frost geschüttelt,
Leander nie rheumatisch war?
Man forschte — und man weiß nunmehr:
Leander sprang im Sonntagstaat
Getraß in's Meer, denn gräulein Hero,
Die schaffte mit der „Dalli“ Rath!
Entstieg er auch den kalten Fluthen
Zerkutert, frierend, feucht und matt —
Die „Dalli“* macht' in drei Minuten
Doch Alles trocken, warm und glatt!



Lichtempfindliche
KODAK
POST-KARTEN
KÖNNEN BEI KÜNSTLICHEM LICHT
GEDRUCKT UND ENTWICKELT WERDEN.
75 Pfg. per Packet. — Man verlange Preisliste.
KODAK Ges.
m. b. H. Friedrichstrasse 16 u. 191 BERLIN
149 Bei allen Händlern fotogr. Artikel zu haben.

„Dalli“, selbstheizende Patent-Plätt- und Bügelmaschine. Preis compl. 5 Mark. Doppelte Leistung in halber Zeit. Keine Ofengluth, kein Kohlendunst, kein Rauch, kein Geruch, kein Wechseln von Stählen und Bolzen! An jedem Ort ununterbrochen zu benutzen! Geringste Heizkosten mit Dalli-Glühstoff. Käuflich in allen grösseren Eisenwaarenhandlungen, jedoch nur echt mit **Schutzwort „Dalli“** im Deckel, sonst urecht franco für 5 1/2 Mk., ebenso Prospekte gratis durch **Deutsche Glühstoff-Gesellschaft, Dresden w.**



Webber's Carlsbader Kaffeegewürz
ist die Krone aller Kaffeeverbesserungsmittel.
Weltberühmt als der feinste Kaffeezusatz.

Otto E. Weber
Radebeul - Dresden.



Hervorragendes Kräftigungsmittel
Eisen-Somatose
(FERRO-SOMATOSE)
aus Fleisch hergestelltes
geruch- und geschmackloses, essbarhaltiges
KRÄFTIGUNGSMITTEL
in Pulverform

Eisen-Somatose (Somatose mit 20% Eisen in organ. Bindung) ärztl. empfohlen bei Bleichsucht. Erhältlich in Apotheken und Drogerien. Acht wenn in Originalpackung.



Wellen-Regenbad, patent. in Deutschl., Oesterr., Schweiz, bietet Wellen-, Regen-, Voll-, Kinder-, Sitz- u. Schwitzbad. Preis 42, 40, grösste 48 Mk. ab Fabrik. Dampfer. 10 Mk. — Für Oesterr. u. Schweiz 52, 58 u. 62 Kronen bzw. Franks zollfrei, franko Grenze. Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 125, Köpenicker Landstr.



Instr. Führer des Fremdenverein
Wertheim a. Main (Baden)
 interessantes, beliebtes Reiseziel. [2461
 Burgruine, 2 Flüsse, Berge, Wäldchen.

Bewährtes Mittel gegen Korpulenz.
 Unendlich bequem anwendbar, absolut
 unschädlich. — Reine Diät. — 4. Aufl. d.
 Broschüre mit Gebrauchsanw. u. zahlr.
 ärztl. zc. Anert. gegen Rückporto. [12754
Hoock & Co.
 Hamburg, Knochenhauerstraße 8 d.

Kosmetik. Lexikon der
 Schönheitspflege
 für Damen. Von Dr. med. Gordon in Hamburg 3,
 Bezugsstraße 18. Preis 1 M. [18499

1000
 echte Briefmarken,
 wor. 200 verschied., enth. Congo, Venez.,
 Chile, Türk., Oeyl., Argent., Austral., Span.,
 Bulg., Madagask., Aegypten, 1 Mark.
 Japan, Finnland etc. nur voraus.
 Porto 20 Pf. extra. Klasse voraus.
Paul Siegert, Hamburg.

Der Frauenbart
 wird für immer entfernt nur durch Elek-
 tricität. Broch. 20 Pf. — „Elektrothera-
 peutische Anstalt,“ Leipzig, Liebigstr. 8, II.

Gesichtshaare u. ihre Heilung nach
 neuest. wissenschaftl.
 Methode (Schrift v. Dr. Classen) versendet
 geg. 145 Pf. Apotheker Wegener, Reinfeld i. H.

f. Kranken-Fahrstühle
 für Straße u. Zimmer,
 Schlaf-, Ruhe- u. Trag-
 sessel, hellb. Kopfkissen,
 Krankenmöbel u. a.
 Köhler & Cie., Hofl.
 Heidelberg. — Kat fr.

D.R. Paterf.
Reise-Nähensilber
COMPLET
 enthält weiss- u. schwarzes Garn
 sowie Näh- u. Steck-Nadeln.
 Für kleine u. grosse Reisen unentbehrlich.

in ff. Glacéleder-Etui mit Fingerhut für
 Damen 2,50 Mk.
 in ff. Leder-Etui für Herren 2 Mk.
 Als Herrentaschenscherchen ohne Etui
 1,75 Mk. Erhältlich in allen feineren Stahl-
 waresgeschäften, wo nicht am Platze, direkt
 v. d. Fabrik geg. Nachn. zugl. Porto (Deutsch-
 land 20, Oest.-Ung. 40 Pf.). **Wiederverk.,**
 Grossisten u. Exporteure haben Rabatt.
 Prosp. u. illustr. Preisl. gratis u. frko.
F.W. Klever junior, Stahlwarenfabrik,
Solingen. [18961

Tuch-Fabrik
 empfiehlt ihre
 eigenen Fabri-
 kate zu konk-
 urrenzlos bil-
 ligen Preisen.
 Kollektion üb.
 300 Muster auf
 Wunsch sofort franko. [19187
Lehmann & Assmy, Spremberg L.7.

Damentuche, [18995
 feine u. feinste Qualitäten renommirt hiesig.
 Spezialfabrikation. Damenloden. Muss. frk.
 Frau Louise Schultze, Züllichau (Neumark).

Moderne Anzug- u. Paletotstoffe
 in anerkannt besten Qualitäten, sowie
 ● **hochfeinste einfarb. Damentuche** ●
 verleihe meterweise zu billigen Preisen.
 Verland gegen Nachnahme, Muster frei.
Hermann Werner, Forst (Sautzig) 1.

Für Mk. 1,20
 verleihe ein Probepaar meiner bestbewährten
 reinwollenen **Damenstrümpfe Nr. 6**
 franko gegen bar oder Nachnahme.
 (Nachnahmebefehl 0,20 extra.) [16441
Fritz Bierhoff, Elberfeld 10.

Schweiss Hände, Achseln, Füße etc.
 werden gefahrlos beseitigt.
 Prospekt gratis. [18764
 Labor. Wirthgen, G.m.b.H., Niederlössnitz-Dresd. 6.

Damentuch
 Ia Qualität in neuesten Farben zu eleganten
 Promenadenkleidern, Billardtuch u. moderne
 Anzugstoffe für Herren und Knaben verleihe
 billigst, jedes Maß. Proben frei! [19126
Max Niemer, Sommerfeld, N.L.

Matjes Heringe, allerfeinste Postk.,
 30—40 St. 3 M. geg. Nachn.
 J. Jebens, Ottensen, Holst.

C. L. Flemming, Holzwarenfabrik,
 Glöbenstein, Post Rittersgrün, Sachsen.

 Haus- und Küchengeräte, Kindertische, Kinderschwänkel, Kinderwagen, Käfige.
 Kindergarten, Sport- und Leiterwagen, Rollschutzwände, Gardinenspanner u. Vieles mehr.
 Reich illustrierte Preisliste umsonst. [18712

Es wird immer dringender geboten,
Echtsschwarze Trikotwaren,
 wie Strümpfe, Handschuhe zc. zc.,
 nur mit dem Namenszug:

Louis Hermsdorf
 Färber

 gefestnelt zu kaufen,
 dies bietet die einzige
 Garantie ein in jeder
 Beziehung gutes **Echt-**
schwarz zu erhalten; es
 ist dies der einzige Schutz
 gegen unvollkommene
 Nachahmungen.

Paris 1900 Sicherster Erfolg! London 1900
 Gold. Med. Gold. Med.
 garantiert giffreie, sofort
 wirkende **waschechte**
„Oha“ Haar-Farbe
 blond, braun, aus haarstärkend. Pflanzen-
 schwarz stoffen; Karton, enthaltend
 3 Fl., für ca. 1 Jahr aus-
 reichend, M. 3,50.

„Thusnelda“
 Bart- und Friseur-Cream
 aus haarstärk. Pflanzen-
 (Karton, enth. stoff., beförd. überrasch. d.
 3 Tub., M. 1,50) **Bartwuchs,**
 faconniert zugleich Bart- und Kopphaar.
 Nur echt aus der chemischen Fabrik
 zu Dresden-Blasewitz

18763] **Dr. v. Werlhof & Feige.**

Wer im Gesicht
Pickeln,
Mitesser, Sommer-
sprossen, Schön-
heitsfehler hat und
 durch eine diskrete
 neue Methode davon
 befreit werden möchte,
 sende seine Adresse und
 50 Pf. in Marken an das Kosmetische
 Laboratorium von **Rudolf Hoffers,**
Berlin - Karlshorst 9. [18918

Apotheker Tutewo's
Sommersprossencream
 anerkannt einziges Mittel zur radikalen Ent-
 fernung von Sommerprossen veri. **Adler-**
Apothek, Dresden und die **Hof-Apothek,**
Leipzig. Dose 3,00 M. [18867

Neues praktisches Kartenwerk.
 In unserem Verlage ist soeben erschienen:
HANDELS-ATLAS
 zur
Verkehrs- und Wirtschaftsgeographie.
 Herausgegeben von
A. Scobel.
 68 Haupt- und 73 Nebenkarten sowie 4 Diagramme auf 40 Kartenseiten
 Preis kart. 5 M. 50 Pf., in Leinwand gebunden 6 M.
 Scobel's Handelsatlas kann durch jede Buchhandlung des In-
 und Auslandes bezogen werden, wo eine solche nicht zugänglich, auch
 direkt von der Verlagshandlung [6416
Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Fahrräder zum Schieben u. Selbst-
 fahren, Krankensessel mit und ohne
 Closet, Bettische, stellbare
 Kopfkissen, Closets und
 alle Krankenmöbel
Aug. Spangenberg,
 Berlin SO.
 3. Neander-Strasse 3.



Nur in
Wasser gekocht
 Der Durchfall ist in fast allen
 Kinderstuben Gast. Es sei
 erneut die Aufmerksamkeit
 der Eltern auf ein längst und
 vorzüglich bewährtes Präparat,
 den echten Hausens Kasseler
 Hafer-Kakao gelenkt, welcher
 von mehr als 10 000 Ärzten
 verordnet wird. Nur in
 Wasser gekocht, leistet er vor-
 zügliche Dienste; er beruhigt
 den Magen und Darm, indem
 er infolge seiner schleimigen
 Beschaffenheit den Reizzustand
 der Darmwände so lange mild-
 ert, bis sich die natürlichen
 Darmschleimhäute nachge-
 bildet haben, und führt dem
 Körper in leichtverdaulichster
 Form die wichtigsten Nähr-
 stoffe zu. Bei chronischem
 Magen- oder Darmkatarrh
 genügt Hausens Kasseler
 Hafer-Kakao während der
 Dauer eines Anfalles zur
 alleinigen Ernährung. Man
 verlange möglichst genau
 Hausens Kasseler Haferkakao
 in Apotheken und Drogerien
 in blauen Kartons à Mk. 1.—,
 niemals lose. [19185
Durchfall.

Graue Haare
 erhalten ihre ursprüngliche Farbe von
 Blond, Braun oder Schwarz sofort
 dauernd waschecht wieder durch mein
 unschädliches und **untrügliches** Mittel
 „Kinoir“ (gesetzlich geschützt). Karton
 4 Mark (1 Jahr ausreichend). Nur in
 Berlin, Leipzigerstrasse 56 (Colonnaden).
Franz Schwarzlose.

Fußschweiß [18603
Handschweiß! Schweiß unter d. Armen macht
 sofort trocken u. geruchlos - Windlaufen zc. ver-
 hindert Proheminessenz. Garant. unschäd-
 lich, wirksam, per Nachn. M. 1,50, franko M. 2.—
 nur bei **Georg Pohl, Berlin, Blumenstr. 157.**

Haarlockenwasser «
 „Non plus ultra.“
 Verhütet unbedingt das Auflösen der
 Haarlocken bei feuchter Luft und beim
 Ball. Erhältlich in Droguerien und Par-
 fumerien und direkt von [19233
P. G. Schneider, Forst, Lausitz.
 Halbe Flasche 1,25 M. Ganze Flasche 2,00 M.

Sanatorium Dr. Preiss
 seit 16 Jahren ärztl. Dirigent [18645
Bad Elgersburg i. Thür. Wald.
 Für chron. Leiden, ausgesch. Geistesranke.

Sanatorium Gut Waldhof
 für nervenranke Damen. [18128
Littenweiler bei Freiburg i. B.
 (Schwarzwald, Höllethalbahn)
Dr. Ernst Beyer, Neuenart.

Sanatorium Elsterberg
 für Nerven-,
 Alkohol-
 u. Morphinumranke.
 Das ganze Jahr hindurch geöffnet.
 13042] **Dr. Römer, Sanitätärzt.**